Schaffsteins Grüne Bändchen

Eskimoleben

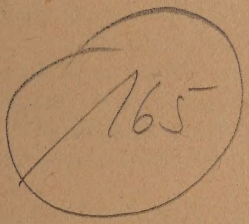
von Roald Amundsen

Fünfundzwanzigstes der Grünen Bändchen, hrsg. von Nicolaus Henningsen

Eskimoleben

Eindrücke von der Polarfahrt 1903—1907

von Roald Amundsen



Mit Federzeichnungen von Paul Neuenborn

7te Auflage

1921

Grün 25

Verlegt bei Hermann Schaffstein in Köln a. Rh.

Schaffsteins Grüne Bändchen bringen Quellen zur Geschichte und Geographie: Chroniken, Kriegstagebücher, Reisebeschreibungen, Berichte berühmter Entdecker u. a.

Anfragen, die den Inhalt der Bändchen betreffen, werden an den Herausgeber erbeten: Hamburg 26.

Den Druck dieses Bändchens besorgte die Roßberg'sche Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt

	Seite
1. Kapitel: Erstes Zusammentreffen mit den Eskimos	5
2. Kapitel: Die Bewohner unseres Netschjilli-Dorfes	13
3. Kapitel: Die Zubereitung der Felle	28
4. Kapitel: Im Kajak auf der Jagd	30
5. Kapitel: Renntierjagd	41
6. Kapitel: Beim Bau der Eishäuser	46
7. Kapitel: Winterarbeit, Winterfeste	56
8. Kapitel: Seehund- und Eisbärenfang	63
9. Kapitel: Vorstellungswelt der Eskimos	74
10. Kapitel: Unser Freund Manni	77

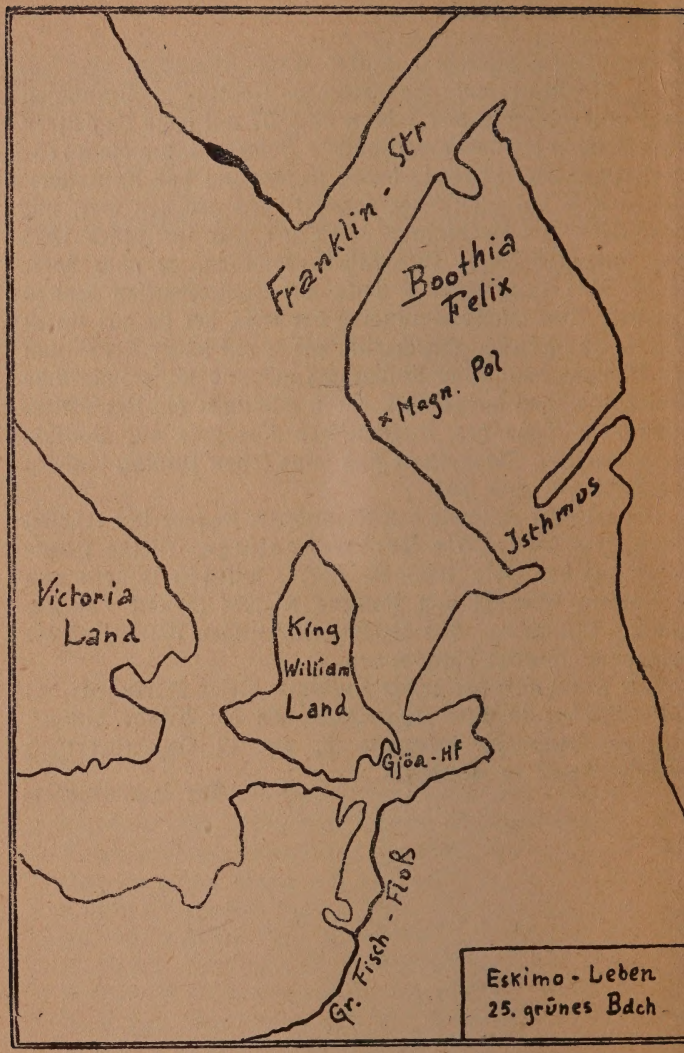
Vorwort

In diesem Bändchen erzählt Roald Amundsen von den „Menschen am magnetischen Nordpol". Amundsen unternahm in den Jahren 1903/07 mit sechs Begleitern eine Reise in die nordamerikanische Polarwelt, um die nordwestliche Durchfahrt, deren Entdeckung seit Kolumbus' Zeiten das Ziel zahlreicher Expeditionen gewesen war, mit der „Gjöa" zu durchfahren. M'Clure war im Jahre 1850 der Entdecker dieser Durchfahrt geworden, er aber hatte ihren Weg zum größten Teile auf Schlittenreisen kennen gelernt. Nun wurde Amundsen der erste, der sie mit einem Schiffe durchfuhr. Gleichzeitig hat er mit seiner Expedition 23 Monate von King-Williams-Land aus wissenschaftliche Untersuchungen ausgeführt, deren wichtigste die Neubestimmung der Lage des magnetischen Nordpols auf Boothia Felix war (die Magnetpole sind keine festen Punkte, sondern wandern hin und her).

Die deutsche Ausgabe von Amundsens Reisebericht erschien unter dem Titel: „Die Nordwestpassage. Meine Polarfahrt auf der Gjöa 1903 bis 1907", mit 140 Bildern und 3 Karten, übersetzt von Pauline Klaiber (Albert Langen, Verlag, München). Aus diesem reichhaltigen Werke sind die folgenden Kapitel entnommen.

Wir übergeben die ersten Auflagen dieses Bändchens der Öffentlichkeit in dem Augenblicke, da die Kunde kommt, daß es Amundsen gelungen ist, am 17. Dezember 1911 den Südpol zu erreichen.

Der Herausgeber.


Franklin-Str
Boothia Felix
× Magn. Pol
Isthmus
Victoria Land
King William Land
Gjöa-HF
Gr. Fisch-Fluß
Eskimo-Leben
25. grünes Bdch

Erstes Kapitel: Erstes Zusammentreffen mit den Eskimos

Ich will versuchen, meine persönlichen Eindrücke von den Eskimos, mit denen wir an der Nordostküste von Amerika zusammengetroffen sind, wiederzugeben, das heißt, meine Beobachtungen über ihr Leben und ihren Kampf ums Dasein. Unsere Auffassungen über diese Eskimos waren

sehr verschieden, und ich kann wohl sagen, daß jeder einzelne von den sieben Mitgliedern der Gjöa-Expedition sein ganz besonderes Urteil über diese Eskimos hatte. Wegen deren Sprache und Aussprache lagen wir täglich im Streit, ja, wir einigten uns gewissermaßen nicht um ein einziges Wort. Würde daher ein anderes Mitglied als ich von diesen Menschen erzählen, dann würden dessen Schilderungen gewiß in vielen Punkten von den meinigen abweichen, ohne daß man sagen könnte, welches die richtigere und wahrere von beiden wäre.

Wir hatten an der Küste von King-Williams-Land einen guten Hafen für die „Gjöa" gefunden und uns dort für den bevorstehenden Winter eingerichtet. Der Proviant war an Land geschafft worden, ein Vorratshaus, mehrere wissenschaftliche Beobachtungsstationen, sowie ein Haus für Ristvedt und Wiik*) waren erbaut worden — nun konnte der Winter kommen!

Als wir an einem Morgen auf unserm Aussichtshügel standen, um unser Frühstück bei einem fröhlichen Gespräch zu verdauen, und dabei wie gewöhnlich auch ein wenig nach Renntieren ausspähten, deutete einer von uns nach Norden und sagte:

„Da haben wir sie wahrhaftig wieder!"

Und sogleich wurden die Jagdvorbereitungen getroffen. Aber Hansen blieb ruhig neben mir stehen und schien seine ungewöhnlich scharfen Augen noch besonders anzustrengen.

„Na, Hansen, — haben Sie keine Lust, heute auf die Renntierjagd zu gehen?"

„O doch," sagte er langsam, „aber nicht auf die Renntiere dort drüben, denn die gehen auf zwei Beinen."

Auf diese verblüffende Aussage hin lief ich nach meinem

---

*) Meine Begleiter waren: Leutnant Hansen, erster Steuermann Lund, erster Maschinist Ristvedt, zweiter Steuermann Hansen, zweiter Maschinist Wiik, Koch Lindström. Ristvedt war unser Meteorologe, Wiik mein Gehilfe bei den magnetischen Beobachtungen.

Fernglas und richtete es auf die vermeintliche Rentierherde. Und wirklich, dort drüben standen fünf Menschen. Eskimos!

Nun hatten wir ja schon immer des langen und breiten über die Eskimos gesprochen, es aber aus allerlei Gründen für unwahrscheinlich gehalten, daß wir mit ihnen zusammentreffen würden. Wir hatten Ende Oktober und glaubten daher, die Eskimos wären für dieses Jahr ausgestorben — deshalb waren sie uns ganz aus dem Gedächtnis gekommen. Und da hatten wir sie nun!

Alles, was wir über diese arktischen Barbaren wußten, drang jetzt in Eile auf uns ein. Mit den nordamerikanischen war durchaus nicht immer zu spaßen, das wußten wir aus den alten Reisebeschreibungen dieser Gegenden. Wir hatten auch bereits gelernt, das Eskimowort „Teima" sei der beste Gruß, womit man ihnen entgegentreten könnte. Es bedeute ungefähr ein recht herzliches: „Guten Tag!" Und wir hatten uns das Wort Teima in den allerverschiedensten Aussprachen eingeprägt.

Indessen fiel es uns gar nicht ein, die Dummheit zu begehen, unser Vertrauen auf dieses eine ärmliche Wort zu setzen. Das einzig Richtige war, die Ankommenden von vornherein als Feinde zu betrachten. Und so wurde der Kriegsplan entworfen. Ich sollte mit zwei Mann den Feinden entgegengehen, und Hansen und Lund meldeten sich sogleich als Freiwillige. Die Karabiner wurden genau untersucht und die Magazine bis zum letzten Platz gefüllt. Auf dem Eise vor dem Schiff hielt ich Truppenschau, und selbst der kritischste Feldherr hätte mit der Haltung und dem Aussehen dieser Mannschaft zufrieden sein müssen. Ich selbst sah so kriegerisch drein wie nur möglich, richtete mich hoch auf, machte eine regelrechte ganze Schwenkung und kommandierte: „Vorwärts — marsch!"

Meine Braven dicht hinter mir, schritt ich voraus und warf dabei einen Seitenblick aufs Verdeck, wo der Leutnant und der Koch nebeneinander standen. Es kam mir vor, als ob die beobachtenden Blicke, mit denen sie unsere kleine Schar

betrachteten, keine hervorragende Bewunderung ausdrückten — nicht einmal einen richtigen Ernst!

„Nun gut," dachte ich, „lustig sein ist leicht, wenn man an Bord so gut geborgen ist, während wir ins Ungewisse hinein, ja vielleicht hier auf dem offenen Feld dem Tod entgegen gehen."

Die Eskimos waren ungefähr noch fünfhundert Meter von uns entfernt und bewegten sich hügelabwärts auf unser Schiff zu. Ich marschierte ihnen, so kriegerisch wie ich konnte, entgegen, und hinter mir hörte ich die taktfesten Schritte meiner Leute. In einer Entfernung von ungefähr zwanzig Metern machten die Eskimos halt. Verschiedene strategische Möglichkeiten kreuzten sich in meinem Kopf — Offensive, Defensive und so weiter; aber schließlich fand ich es doch am sichersten, halt zu kommandieren. Meine Leute nahmen sich prächtig aus, in strammer Haltung, die Füße in einem Winkel von fünfundvierzig Grad, im Gesicht den Ausdruck von Mut und von Vertrauen in ihren Führer. Hierauf studierte ich die Gegenpartei. Die Feinde schienen sehr erregt zu sein, sie deuteten, lachten und gestikulierten, ohne ausgeprägt kriegerisches Gebaren. Aber plötzlich stellten sie sich in Schützenlinie und rückten vor.

„Nun wohl!" dachte ich, „besser in Ehren sterben, als sich durch feige Flucht retten."

Und „Vorwärts marsch!" kommandierte ich.

Wir rückten vor, ganz darauf vorbereitet, den Feind im nächsten Augenblick den Bogen spannen und auf uns zielen zu sehen. Aber nein — er hat unverkennbar etwas anderes im Sinn. — Eine Kriegslist?

Plötzlich tauchte in meinem von der Spannung des erwarteten Kampfes erregten Gehirn das Wort „Teima" auf. Und „Teima!" brüllte ich dem Feind aus Leibeskräften entgegen.

Die Eskimos halten jäh an. Aber jetzt ist unsere Erregung zu groß — jetzt muß eine Entscheidung fallen —, und wir eilen kampfbereit vorwärts. Da tönt der Ruf an mein Ohr:

„Manik-tu-mi! Manik-tu-mi!"

Und das klingt so bekannt — so hatten wir bei Mac Clintock gelesen — es ist der allerhöchste Freundschaftsgruß dieser Eskimos. In einem Nu werfen wir die Gewehre weg und eilen unseren Freunden entgegen:

„Manik-tu-mi!" Manik-tu-mi!"

Wir schreien alle durcheinander, umarmen uns, klopfen uns auf die Schultern, und ich weiß nicht, auf welcher Seite die Freude am größten ist.

Unsere Freunde überraschten mich im höchsten Grade durch ihr Aussehen. Vor ganz kurzem hatten wir die häßlichen plattnasigen Eskimos der grönländischen Nordwestküste verlassen, und hier trafen wir auf einen Volksschlag, von dem einzelne Männer geradezu schön genannt werden konnten. Zwei von ihnen glichen Indianern und waren gerade wie aus einem Cooperschen Roman herausgeschnitten. Hochgewachsen und kräftig waren sie auch. In brüderlicher Vereinigung gingen wir zum Schiff hinunter. Ich kann nicht behaupten, daß ich ein richtig erhabenes Feldherrngefühl gehabt hätte.

Unsere Gäste nahmen die Einladung, mit an Bord zu kommen, hocherfreut an. Auf dem Verdeck lagen wohl hundert erlegte Renntiere aufgestapelt — und die Eskimos machten große Augen über diesen Fleischvorrat, sagten aber nichts. Lange standen wir beisammen und plauderten, lachten und scherzten mit ihnen. Dann flüsterte mir Lindström zu, ob wir ihnen nicht mit etwas aufwarten sollten. „Gewiß," erwiderte ich, und bat ihn, Kaffee zu kochen und etwas Hartbrot zu holen. Wir nahmen unsere Gäste in den Schiffsraum hinunter, — in der Kajüte hätte ich sie nur ungern niedersitzen lassen, denn ich fürchtete, sie könnten nicht — allein sein. Die nordgrönländischen Eskimos wenigstens sind wegen ihrer Läuse berüchtigt!

Kaffee und Brot wurden aufgetragen, aber dies schien ihnen nicht besonders zu munden. Sie machten durch Zeichen verständlich, daß sie gern etwas zum Trinken hätten, und als wir ihnen Wasser gaben, begannen ihre Gesichter zu strahlen. Jeder von ihnen trank zwei Liter Wasser. Aber

wenn sie Eiswasser dem Kaffee vorzogen, dann mochten sie vielleicht auch —

„Ach, Lindström, gib doch die alte Renntierkeule her, die dort drüben liegt!"

Ja, ich hatte recht: das war etwas anderes als Hartbrot! Nun bekamen wir auch zu sehen, daß sie nicht so ganz unbewaffnet waren, wie es den Anschein gehabt hatte. Aus ihren Stiefelschäften heraus zogen sie große, lange Messer, und nach unglaublich kurzer Zeit hatten sie das Fleisch von drei Keulen so rein abgekratzt und aufgegessen, daß nur noch die nackten Knochen übrig blieben.

Im Anfang fanden wir es gar nicht leicht, uns mit unseren Gästen zu verständigen. Aber nachdem wir ihnen unseren Wunsch, von ihnen zu lernen, wie man die gebräuchlichsten Dinge in ihrer Sprache nenne, begreiflich gemacht hatten, ging es rasch vorwärts.

Die Eskimos blieben über Nacht bei uns, und am nächsten Tage zogen sie wieder heimwärts. Da hatten wir ihnen schon begreiflich machen können, daß wir gegerbte Felle von ihnen zu kaufen wünschten. Als sie sahen, was wir in bezug auf die Bearbeitung der Felle getan hatten, machten sie sich unverhohlen darüber lustig, und wir entnahmen daraus, daß wir das Gerben lieber andern überlassen sollten. Zwei Tage später erschienen die Eskimos wirklich wieder und brachten einige schöne Renntierfelle. Mit geriebenem Handelsgeist brachten sie uns indes nur Felle von großen Böcken, für die sie selbst nicht viel Verwendung hatten. Wir aber bezahlten sie mit derselben Münze und gaben ihnen für das Stück eine — sage und schreibe: eine — Nähnadel.

Ich entschloß mich nun, sie nach ihrer Behausung zu begleiten, um zu sehen, wo und wie sie wohnten. Sie hatten uns zu verstehen gegeben, sie brauchten auf dem Heimweg nicht zu übernachten; da konnte es also nicht so besonders weit sein.

Am nächsten Vormittag um halb zwölf brachen wir auf. Ich hatte einen Schlitten bei mir, auf dem mein Schlafsack, etwas Speise und allerlei Gegenstände verpackt waren, die, wie ich wußte, von den Eskimos sehr geschätzt werden. Meine

Gäste spannte ich in die Zügel, ich selbst lief auf Ski, und nun ging es in vollem Galopp westwärts. Die Eskimos hatten nichts, weder Ski, noch kanadische Schneeschuhe, noch sonst etwas dergleichen; der hart zusammengeballte Schnee trug sie sehr gut. Und ich hatte vollauf zu tun, auf meinen Skis Schritt mit ihnen zu halten.

Wir hatten schon den neunten Oktober, und es wurde sehr bald Nacht. Ich hielt es deshalb für notwendig, zur Eile zu treiben. Damals wußte ich noch nicht, wie gleichgültig es einem Eskimo ist, wann er sich unterwegs befindet, ob bei Tag oder bei Nacht, bei hellem Wetter oder im dichtesten Nebel, in Sturm oder Stille, oder bei einem Schneegestöber, wo man seine eigne Nase nicht zu sehen vermag. Ich erfuhr das erst später bei näherer Bekanntschaft mit ihnen. Um halb vier Uhr bedeuteten sie mir, daß wir uns jetzt ihrem Lager näherten. Und von dem Gipfel eines Hügelkammes aus sah ich in einem geschützten, behaglichen Hohlweg einige Lichterchen schimmern. Es war jetzt schon fast ganz dunkel. Die Eskimos stießen laute Freudenrufe aus und gebärdeten sich über die Maßen vergnügt bei diesem Anblick. Die kleinen Lichter dort unten waren auch wirklich verlockend und einladend und erweckten Gedanken an Wärme und Wohlbehagen, an Speise und Trank — an alles, was einem Wanderer in einer kalten, rauhen Winternacht erfreulich vorkommen kann.

Als wir bis auf Hörweite herangekommen waren, stießen meine Begleiter laute Schreie aus, von denen ich das eine Wort Kabluna, das heißt „der weiße Mann", verstehen konnte. Und die Bewohner des Lagers wimmelten heraus. Ein merkwürdiger Auftritt war es, den ich mir jetzt in die Erinnerung zurückrufe, und den ich nie vergessen werde. Draußen in dem öden Schneeland wurde ich von einer Schar wilder Menschen umringt, die wie toll durcheinander schrien, mir ins Gesicht guckten, mich an den Kleidern zupften, mich streichelten und befühlten. Der durch die Eisfenster aus den Hütten herausdringende Lichtschein bekam von dem schwindenden Tag im Westen eine schwach dunkelgrüne Färbung.

Doch solche Betrachtungen mögen ganz gut sein, nur nicht bei zwanzig Grad Kälte und bei leerem Magen. Ich sehnte mich nach einem warmen Haus und — nach etwas zum Essen. Ich ging daher mit einem Eskimo, der mir am besten gefiel, in seine Hütte. Er und seine Familie wohnten mit einer andern Familie zusammen. Es war eine große Hütte, die ihre acht Bewohner gut faßte. Kurz nach unserer Ankunft versammelten sich die männlichen Mitglieder der Kolonie zu einer aus rohem Renntierfleisch und Wasser bestehenden Festmahlzeit. Drei ganze Renntiere verschwanden so schnell, als ich ein Butterbrot hätte verzehren können. Die Eskimos lachten und kauderwelschten ununterbrochen dabei. Keine weiblichen Wesen aber nahmen an dem Feste teil. Als ich den Eskimos zu erklären versuchte, wie wir es mit unsern Frauen hielten, und dabei der Frau meines Hauswirts, die drüben das Feuer schürte, ein Stück Fleisch reichte, schlugen die Eskimos ein schallendes Gelächter auf und hielten mich offenbar für einen vollständigen Narren.

Nachdem die Männer sich endlich den Wanst gefüllt hatten, wurden die Frauen zugelassen. Diese grüßten mit ihrem Manik-tu-mi! und befühlten meinen Körper; dann verschwanden sie wieder — ohne etwas zu essen bekommen zu haben. Später jedoch beruhigte ich mich über diesen Punkt; denn wie ich hörte, sorgen die Eskimoweiber unter sich auch für ihr zeitliches Wohl; ein gebratenes Renntier verschwinde da ohne viel Aufhebens.

Gegen zehn Uhr legte ich mich in meinen Schlafsack, den ich auf der Schlafpritsche zwischen beiden Familien untergebracht hatte, zur Ruhe nieder und schlief bis an den hellen Morgen. Aber schon ehe es hell wurde, begann es sich zu regen. Ich sah sie den Oberkörper entblößen — sie lagen nackt unter den Felldecken — und beim Morgengrauen ein Luftbad nehmen. „Wahrlich, ein recht kühles Vergnügen!" dachte ich, und damit schneckelte ich mich in meinem Sack zusammen und schlief weiter.

Im Lauf des Vormittags zog ich wieder heimwärts.

Zweites Kapitel: Die Bewohner unseres Netschjilli-Dorfes

Die Eskimos auf der Halbinsel Boothia-Felix an der Nordostküste von Amerika sind — ihrer eigenen Aussage gemäß — in folgende Stämme eingeteilt: der Itchjuachtorvikstamm, der Netschjillistamm, der Utkohikchjallikstamm, der Oglulistamm und der Kiilnermiunstamm.

Durch Umgang, Verheiratung und Aufnahmen sind diese verschiedenen Stämme so ineinander verschmolzen, daß sie in Wirklichkeit nur als ein einziger Stamm gerechnet werden müssen. Aussehen, Kleidung und Gebräuche sind auch beinahe dieselben, und das bewirkt noch eine weitere Verschmelzung.

Die Ogluli-Eskimos sind der Stamm, der am meisten in Berührung mit den Weißen kam. In deren Nähe haben die Leute von der Franklin-Expedition ihre letzten Seufzer ausgehaucht. Mit diesem Stamm trafen auch spätere Reisende (Mc Clintock, Hall und Schwatka) auf ihrer Forschungsreise nach den Franklinpapieren zusammen, und es hatten sich auch noch einige Überbleibsel von englischen Worten unter ihnen erhalten, z. B. „oata" (Wasser) und „naiming" (knife). Im übrigen waren eigentlich keine sichtbaren Dinge vorhanden, wie man sie sonst nach einem Zusammensein mit weißen Menschen findet. So gab es z. B. außerordentlich wenig eiserne Gegenstände bei ihnen. Bei den andern Stämmen war sogar, ausgenommen die Netschjilli-Eskimos, ein vollständiger Mangel an Eisenmaterial.

In demselben Jahr, wo wir King-Williams-Land erreichten, waren vier Netschjilli-Eskimos südwärts gezogen, um Pelzwerk zu verhandeln. Das war ein Zeichen von Unternehmungsgeist, den wir bei keinem der andern Stämme bemerkten. Sonst sahen wir bei unserer ersten Begegnung mit den Netschjilli-Eskimos nichts, was auf eine Verbindung mit der Außenwelt hätte schließen lassen, mit Ausnahme von einigen eisernen Stangen und Messern, die sie sich von den südlicher wohnenden Eskimostämmen eingehandelt hatten.

Mit einem Schlag standen wir hier von Angesicht zu Angesicht einem Volk aus der Steinzeit gegenüber, wurden also ohne Übergang mehrere tausend Jahre in der Zeitrechnung zurückversetzt, zu Menschen, die keine andere Art des Feueranzündens kannten, als zwei Stücke Holz aneinander zu reiben, und die mit Mühe und Not ihr Essen über der Seehundstranlampe nur einigermaßen lau bekamen, während wir unser Essen auf unserm modernen Kochapparat in ein paar Minuten zum Kochen brachten. Wir kamen mit unsern sinnreichen modernen Erfindungen auf dem Felde der Schießwaffen zu Menschen, die noch Lanzen, Pfeile und Bogen aus Renntierhorn gebrauchen. Ihre Fischgeräte bestanden aus langen, von Renntierhorn verfertigten Spießen. Stunde um Stunde mußten sie beschwerlich dastehen und jeden einzelnen Fisch, je nachdem er daherkam, aufspießen — während wir nur unsere Fischnetze auswarfen und so viele Fische fingen, wie wir wollten.

Wenn man übrigens nach den Waffen, Geräten und dem Hausrat dieser Menschen auf einen minderwertigen Verstand schließen wollte, so täte man ihnen unrecht. Die anscheinend so ureinfachen Gegenstände erwiesen sich den vorhandenen Bedürfnissen und Verhältnissen so gut angepaßt, wie sie nur die Erfahrung und ein kluges Ausprobieren durch Jahrhunderte hindurch hergestellt haben konnten.

Netschjilli, die Heimat und das irdische Paradies der Netschjilli-Eskimos, liegt auf dem Boothia-Isthmus.*) Der große Willenortsee mit seinen moosbewachsenen Ufern und seinem kleinen Bach, der ins Meer fließt, trägt schon seit Jahrhunderten diesen Namen. Hier hat der Netschjillistamm sein Vaterland; hier an diesen Ufern sind ihre Väter und Vorfahren in den hellen Sommernächten von ihren Zelten auf die Jagd ausgezogen. Hier liefen sie als Kinder mit ihren kleinen Bogen und Pfeilen umher und schossen auf kleine Vögel, um später das große Wild wie im Sturm verfolgen und erlegen zu können. Hier sind sie in ihrer Jugend mit

*) Isthmus = Landenge.

den Alten ausgezogen und erhielten manchen guten Rat und machten viele gute Erfahrungen, bis sie schließlich selbst als Ehemänner und Väter im Ernst den Kampf ums Dasein aufnahmen, in dem Leben, das ihnen beschieden ist.

Wir sind mitten im Juni, dem schönsten Monat in diesen Gegenden. In Frieden und Ruhe können wir die herrlichen Sommerabende genießen; denn die Mücken, die schlimmste aller arktischen Plagen, die selbst den entzückendsten Sommerabend zu einer Hölle machen kann, sind noch nicht gekommen. Die Zelte liegen einzeln über das ganze Gebiet zerstreut. Der eine hat sich eine kleine Felskuppe mit der Aussicht auf den Zeltplatz gewählt, ein anderer das Ufer eines kleinen Gewässers, in dem die Forellen dick und fett herumschwimmen. Die Zelte sind keine Prachtwerke. Die meisten sind aus Renntier- und Seehundfellen zusammengenäht. Die besten Jäger haben ausschließlich Seehundfelle, die schlechtesten ausschließlich Renntierfelle. Seehundfell ist kostbarer als Renntierfell.

Atikleura hat in diesem Sommer für sein Zelt die höchste Felsenkuppe gewählt, wo er die Renntiere gleich bei ihrer Ankunft erspähen kann. Sein Zelt ist ein wahres Musterzelt. Es besteht aus dünnen, wohlerhaltenen Seehundfellen. Selbst die Nähte sind bei Atikleuras Zelt feiner als bei den andern. Die Zeltöffnung liegt gegen den Wind. Ein reicher Mann wie Atikleura gebraucht drei Zeltstangen — eine Hauptstange, die das ganze Zelt trägt, und zwei übers Kreuz gelegte, die den Eingang bilden. Um das Zelt am Boden festzuhalten, sind ringsum große Steine auf den Rand der Zeltdecke gelegt. Wenn die Eskimos weiterreisen, bleiben diese Steine liegen und bilden ungefähr einen Kreis. Diese Kreise werden Zeltringe genannt, und wir fanden solche über ganz King-Williams-Land zerstreut. Die Einrichtung in Atikleuras Zelt besteht nicht aus Luxusgegenständen, aber für ein Eskimozelt ist es ungewöhnlich reinlich und ordentlich darin. Der Moosboden, auf dem das Zelt steht, ist mit vielen Renntierfellen bedeckt. Nirgends ist eine Spur von Küchengeräten zu

erkennen. Die Küche ist dicht vor dem Zelteingang. Die Speclampe wird nur im Winter gebraucht, im Sommer wärmt man sich das Essen mit Heidekraut. Das Feuer wird zwischen zwei Steinen angezündet und der Kochtopf über den Spalt in die Mitte gestellt. Die Kochtöpfe sind von verschiedener Größe. Sie werden aus einer weichen Steinart gemacht, die sie von ihren Freunden, den Utkohikchjallik-Eskimos bekommen.

Klein Anni springt zwischen den Zelten umher und spielt; er ist in Gefahr, verzogen zu werden. Alle andern Kinder in seinem Alter müssen arbeiten und Hand mit anlegen; aber bei den reichen Leuten ist das anders. Errera, der älteste Sohn, ist ein prächtiger Bursche. Er kommt gerade vom Fischfang heim. In der einen Hand trägt er seine Fischgabel (kakiva) und auf dem Rücken in einem Ranzen aus Seehundfell seinen Fang. Er wirft den Ranzen der Mutter hin, die mit ihrer ewigen Näharbeit im Zelt sitzt, und lehnt dann den Spieß an die Zeltwand. Die Fischgabel besteht aus vier Teilen. Der Schaft ist aus Holz, und je länger er ist, desto besser. Unter drei Meter Länge soll er nicht haben. Ganz außen an diesem Schaft sind die drei andern Teile mit Schnüren aus Renntiersehnen festgemacht. Zwei Teile davon sind von gleicher Form und bilden die äußeren Wände der Gabel; beide haben an ihrer Innenseite einen Widerhaken. Der dritte Teil besteht nur aus einer scharfen Spitze, die in das Ende des Schaftes hineingedreht und festgeschnürt ist. Mit dieser Spitze werden die Fische aufgespießt, und die Widerhaken an den beiden Seitenteilen verhindern den Fisch am Wiederhinausgleiten. Ursprünglich wurde dieses Gerät nur aus Renntierhorn gemacht; jetzt in unseren Tagen bestehen die mittlere Spitze und die Widerhaken sehr häufig aus Eisen und die Seitenstücke aus Knochen von Moschusochsen. Das Horn der Moschusochsen ist ein elastischeres Material als das Renntierhorn.

Klein Anni ist schon zu Mutter Nalungia gelaufen, die den Fischranzen untersucht, um den Inhalt zu prüfen. Jetzt gilt es, sich einen guten Bissen zu ergattern. Die rohen Fisch-

augen besonders sind das Ziel seiner Wünsche. Die Augen gelten als ein großer Leckerbissen, und Klein-Anni läßt nicht

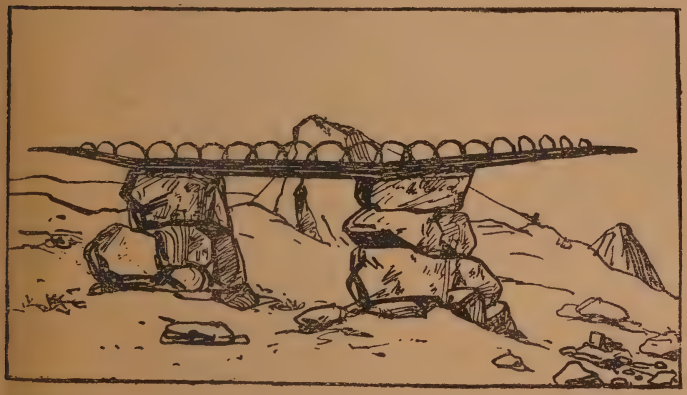
nach, bis er seinen Teil davon abbekommen hat. Die übrigen Mitglieder der Familie verzehren einen Teil der Beute sogleich roh, der Rest wird zum Erwärmen in den Topf gesteckt.

Eigentlich gekocht werden die Speisen nicht; dieses Wärmen ist aber doch keine so ganz einfache Vorrichtung, wie man denken könnte. Die Eskimos kennen ja unsere Zündhölzer nicht, die das Feuer in einem Nu hervorzaubern. Ihr Feuerzeug ist von der allerdürftigsten Art. Es besteht aus zwei Holzstücken, einem flachen, mit einer Reihe Vertiefungen darin, und einem an beiden Enden abgerundeten runden Stab, sowie einem Stück Renntierknochen und einer dicken, kräftigen Schnur aus Renntiersehnen. Außerdem ist ein kleines, mit völlig dürrem Renntiermoos gefülltes Säckchen unentbehrlich. Wenn Feuer angemacht werden soll, wird das flache Stück mit den Vertiefungen nach oben auf eine harte Unterlage gelegt; der andre Teil, der runde Stab, wird mit dem einen Ende, das genau in die Vertiefungen des flachen Stückes hineinpaßt, in eine von diesen gesteckt, das andere aber in das entsprechende Loch des Renntierknochens, der gegen die Brust gedrückt wird. Die Renntiersehne wird einmal um den Stab geschlungen und dann eifrig hin und her gezogen. Im Winter geht es oft sehr langsam, aber in der gegenwärtigen Jahreszeit, wo alles trocken ist, bringen die Eskimos in wenigen Augenblicken das Feuer zustande. Bald raucht es lustig von den beiden Holzstücken, und der Arbeitende hält inne und sieht nach. Wenn er genügend gedreht hat, so muß sich ein feines Holzpulver gebildet haben, das jetzt glüht. Dieses glühende Pulver wird von dem Holzstück in den Beutel voll dürren Renntiermooses hineingeklopft, wo es durch beständiges Draufblasen zu weiterem Umsichgreifen gebracht wird. Wenn dann das Moos glücklich Feuer gefangen hat, wird es mit irgend einem mit Tran getränkten Stoff in Verbindung gebracht, und da flammt es sogleich hell auf. Wer zuerst ein Feuer zustande gebracht hat, leiht natürlich gerne seinen Nachbarn davon.

Ich zeigte ihnen einmal, wie wir mit Hilfe der Sonne und eines Brennglases Feuer machen können. Dies ergötzte sie sehr; aber es fiel ihnen nicht ein, sich ein Brennglas zu verschaffen und sich die neue Weisheit zunutze zu machen.

Wenn der Fisch endlich warm ist, geht die Familie im

Ernst ans Essen. Gabel und Messer kennen Atikleura und seine Familie natürlich nicht. Sie müssen sich mit den Eßgeräten begnügen, die die Natur ihnen verliehen hat. Da mag es einem ja bisweilen recht warm an den Händen werden; aber sie nehmen das nicht so genau. Nach beendigter Mahlzeit beschäftigt sich jedes eine Weile nach eigenem Belieben. Errera entdeckt einen Fehler an seiner Fischgabel und sucht ihn zu verbessern.



Bei den Eskimos wird jede Arbeit unter Gesang getan, wenn man überhaupt einen so schönen Namen für die Laute, die sie hervorbringen, anwenden will. Aber nicht die allergeringste Arbeit wird von Mann oder Frau getan, ohne daß sie von diesen merkwürdigen, einförmigen Tonbildungen begleitet würde:

„c—d—e—f, f—e—d—c, c—d—e—f, f—e—d—c" — so geht es fort bis ins Unendliche. Natürlich ist diese einförmige Musik — zum Verrücktwerden.

Während Errera seine Fischgabel ausbessert, trifft Nalungia Vorbereitungen, Atikleuras Kajak instand zu setzen. Der Kajak liegt jetzt vor dem Zelt auf drei kleinen Steinhaufen, die so hoch sind, daß die Hunde nicht daran kommen können. Alle Holzarbeit ist schon fertig. Es muß nur noch zum Schluß

da und dort etwas geleimt und verschnürt werden. Das Zusammensetzen ist eine große Geduldprobe für Nalungia gewesen; denn der Kajak besteht aus vielen kleinen Holzstücken, die fest zusammengebunden werden. Zum Zusammenbinden werden Renntiersehnen verwendet, die in trockenem Zustand ausgezeichnet halten; wenn sie aber naß werden, dehnen sie sich aus, und die Verschnürung gibt nach. Nur wo es sich um eine feinere Zusammenfügung handelt, wird Leim angewendet. Dieser Leim wird auf höchst eigentümliche Weise aus Renntierblut hergestellt. Ein ganz kleiner Beutel wird mit Blut gefüllt, der Eskimo nimmt ihn in den Mund und saugt lange Zeit daran. Durch diese Behandlung gerinnt das Blut und bildet eine dicke Flüssigkeit, die unserm besten Leim vollkommen gleichgestellt werden kann.

Gehen wir jetzt zu Atikleuras Nachbar Kaa-aak-kea hinüber, um zu sehen, wie es dort aussieht. Ein halber Blick auf das Äußere seines Zeltes sagt uns schon, daß wir es hier mit dem vollständigen Gegensatz zu der Familie Atikleura zu tun haben. In der Zeltdecke befindet sich fast gar kein Seehundfell. Sie ist aus durchlöcherten, wurmstichigen Renntierfellen zusammengenäht. Er hat sich nicht einmal Zeit genommen, die Haare zu entfernen; da und dort sitzen noch große Büschel daran, und die Nähte entsprechen den Fellen. Ein Stich hier und ein Stich da. Es ist so schlecht gemacht, daß möglicherweise ich selbst es schließlich besser hätte machen können. Eine Menge Fischgräten liegen vor dem Zelt und ziehen ganze Schwärme von Schmeißfliegen herbei.

„Manik-tu-mi, Kaa-aak-kea!"

Ein langgezogenes träges Maniktumi dringt aus einem Haufen von Felldecken zu mir heraus. Er ist noch nicht aufgestanden. Man sieht nur eine Strähne verwirrten Haares und zwei blutunterlaufene Augen, die aus einer Felldecke hervorleuchten. Hier drinnen ist alles mit Schmutz besudelt, und es riecht auch danach. Ich lasse mich daher in keine längere Unterhaltung mit ihm ein; so gerne ich es möchte — aber ich kann kein Mitleid mit diesem Menschen haben, denn seine eigene Roheit ist schuld daran, daß er jetzt einsam

und verlassen ist. Seine erste Frau hat er oft mißhandelt, er schlug und prügelte sie, daß sie grüne und blaue Flecke bekam. Es war ein Glück für sie, daß sie starb. Kaa-aak-kea fand indes den Witwerstand etwas traurig und sah sich bald nach einer andern Frau um. Das ist aber nicht so leicht, wenn die Frauen so wenig zahlreich sind, wie bei diesen Eskimostämmen. Er war deshalb so vernünftig und reiste ins „Ausland", um sich von einem der andern Stämme eine Frau zu holen. Nach Verlauf von wenigen Monaten kehrte er zurück, und da hatte er ein Kind von neun Jahren bei sich. Dieses Kind war seine Frau! Es war grauenvoll, wie diese arme Kleine angezogen war. In einem ganz vertragenen Anzug von Kaa-aak-kea, der natürlich viel zu groß für sie war, lief sie umher. In derselben Verfassung war die Fußbekleidung. Schläge bekam sie viel, aber wenig zu essen. Eines schönen Tages jedoch brannte sie durch. Ohne Speise und fast ohne Kleider lief das arme Kind dreißig Meilen weit, ehe es auf Menschen stieß, die sich seiner annahmen. Jetzt also lebt dieser Bärenbeißer allein.

Sein älterer Bruder, Akla, war um viele Grade besser als Kaa-aak-kea, obgleich auch er dem Stamm nicht zur Zierde gereichte. Akla war mit „Pandora", der größten und stärksten Dame des Stammes, verheiratet. Wahrscheinlich hielten diese Eigenschaften seiner Gattin Akla davon ab, dieselben Gewalttaten zu verüben wie sein Bruder.

Der dritte Bruder, Ojara, war der beste von ihnen und einer von den ansprechendsten Leuten des Stammes. Er mochte ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt sein, war groß von Gestalt, von dunkler Hautfarbe und hatte ein freundliches, gewinnendes Lächeln. Er und sein bester Freund Ahiva gehörten zu den Stutzern des Stammes. Sie hatten beide hübsche, junge Frauen, Alo-Alo und Alerpa. Als ich zuerst mit diesen beiden jungen Paaren zusammentraf, war Ojara mit Alo-Alo verheiratet. Als ich kurze Zeit nachher zu ihnen kam, waren die Verhältnisse umgekehrt. Jetzt saß Alo-Alo auf dem Platz der Hausfrau in Ahivas Zelt. Da ich ihnen zu verstehen gab, es müsse meiner Ansicht nach entweder ein

Mißverständnis obwalten oder früher eins bestanden haben, neigte die kokette kleine Frau sich zu ihrem Mann hin, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und rieb ihre Nase an der seinigen, wie wenn sie sagen wollte: „Da siehst du! Hier kann es sich nicht um ein Mißverständnis handeln." Das Nasenreiben ist bei den Eskimos dasselbe wie bei den Europäern das Küssen. Ich enthielt mich selbstverständlich jeder weiteren Äußerung. Dies war übrigens der einzige Fall von Frauenaustausch, den ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe.

Die beiden Männer waren tüchtige Jäger, und die Frauen, so jung sie waren, tüchtige Hausfrauen. Ihre Zelte lagen nebeneinander.

Auf einer kleinen Landzunge dicht bei dem Fluß liegt ein anderes Zelt. Dieses Zelt muß einem „großen Tier" gehören, so ungewöhnlich stattlich und schön ist es. Der Mann hat gewiß auch einen großen Fischfang gemacht, und es sieht aus — was bei den Eskimos sonst nicht allgemein ist — als ob er auch etwas an die Zukunft dächte. Denn da sind lange Reihen von herrlichen kleinen Lachsen und Forellen zum Trocknen aufgehängt. Schon aus weiter Ferne hört man das Lachen des Besitzers, Kachkochnelli. Er hat das gereifte Alter erreicht, zwischen vierzig und fünfzig, ist einer der besten Jäger des Stammes, außerdem auch einer von dessen schlauesten Geschäftsleuten. Mit irgendeinem hatte er immer einen Handel vor. An Familie hatte er eine Frau und drei Kinder. Die Frau glich einem recht wohlgenährten Bauernweib und war immer sanft und freundlich. Unter uns führte sie den Namen „Schwiegermutter". Kachkochnelli wollte nämlich durchaus, ich solle Ojaras Frau Alerpa, die seine Tochter war, kaufen, und dann wäre also seine Frau meine Schwiegermutter geworden. Der Vorschlag erweckte natürlich stürmische Heiterkeit bei uns allen. Aus dem Handel wurde jedoch nichts.

In dem kleinen, etwas weiter entfernt liegenden Zelt wohnt Poiéta, Atikleuras jüngerer Bruder, mit seiner Frau Nalungia und ihrem kleinen Sohne. Sie haben nicht be-

sonders viel Platz; aber rein und ordentlich ist es da, den Verhältnissen nach. Nalungia versorgt ihren kleinen Sohn mit rührender Liebe. Sie benimmt sich dabei gerade wie eine Katze, sie leckt ihn am ganzen Körperchen ab, und da liegt er nun lieblich glänzend vor ihr. Der Junge gehört ihr übrigens gar nicht einmal eigen; sie hat ihn von einer Mutter zum Geschenk erhalten, die wahrscheinlich zu viele Kinder hatte. Nach dem „Bade" ist der Junge durstig geworden, was er mit lautem Gebrüll kundgibt. Nun führt Nalungia eines der komischsten Kunststücke auf, die ich je gesehen habe. Rasch nimmt sie einen Schluck Wasser in den Mund, dann bringt sie mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Mund an den ihren und läßt mit einer fabelhaften Fertigkeit das Kind das Wasser aus ihrem Munde trinken.

Da aber jetzt Gäste gekommen sind, legt Nalungia das Kind weg, um mit den Besuchern zu plaudern. Das Kind liegt indes froh und zufrieden unter einem Renntierfell und lutscht an seinem „Tröster". Dieser besteht weder aus einer Flasche noch aus einem Lutscherbeutel, sondern einfach aus einem Stück Speck, durch das ein langer Stecken gesteckt ist. Dies ist vollständig gefahrlos, der Junge kann den Speck nicht in den Hals bekommen, denn der Stecken bleibt quer vor dem Munde sitzen, deshalb kann man das Kind ruhig sich selbst überlassen.

Mutter zu sein ist in diesen Gegenden keine beneidenswerte Stellung. Bis das Kind volle zwei Jahre alt ist — ja oft noch länger —, wird es in einer Art von ganz kleinem Sack auf dem Rücken getragen, nicht in der Kapuze, wie man meinen sollte; diese hat weiter keine Bedeutung, als daß sie bei kaltem Wetter hinaufgeschlagen wird. Sie würde aber ganz denselben Dienst tun, wenn sie nur ein Drittel von ihrer wirklichen Größe hätte. Allerdings, als Versteck für gestohlene Sachen könnte sie sehr zweckmäßig sein. Das Kind aber wird immer in jener Art Sack getragen, der so klein ist, daß man ihn, wenn das Kind nicht drin ist, kaum sieht. Da liegt nun das Würmchen mit heraufgezogenen Beinen wie ein Frosch ganz nackt auf dem Körper der Mutter.

Das ist natürlich ein sehr warmer Platz, und um das Kind am Hinuntergleiten zu verhindern, trägt die Mutter auf ihrem Überkleid einen aus Renntiersehnen geflochtenen Strick um den Leib. Dieser Strick wird vorne mit zwei hölzernen oder beinernen Knöpfen zusammengehalten und kann in einem Nu aufgemacht werden, wenn das Kind herausgenommen werden muß, was natürlich nicht so ganz selten vorkommt und bisweilen mit Blitzesschnelle ausgeführt werden muß. Das arme, nichtsahnende Kind wird da mit unglaublicher Geschwindigkeit herausgenommen. Ich habe gesehen, wie Säuglinge unter solchen Umständen aus ihrem warmen Platz herausgerissen und dann mehrere Minuten lang bei einer Temperatur von 50° Celsius Kälte ganz unbekleidet gehalten wurden. Man sollte meinen, dies sei zuviel für ein so kleines Kind; aber es schadet ihm offenbar nicht das geringste.

Die Hochzeiten werden bei den Eskimos still und ruhig, ohne größere Aufregung gefeiert. Wenn das Mädchen vierzehn Jahre alt ist, sucht sie den Bräutigam auf — oder vielleicht ist es umgekehrt, und er kommt zu ihr — und wohnt mit ihm im Hause seiner Eltern. Die Mädchen heiraten, weil sie von den Eltern weggegeben werden, und die Männer, um ein Haustier mehr zu bekommen; denn in Wirklichkeit ist die Stellung der Frau nicht mehr und nicht weniger als die eines Haustiers.

Selbst unser guter Freund, der Uhu, der sein Zelt westwärts auf der andern Seite des kleinen Tales hat, selbst er ist in dieser Beziehung nicht besser als die andern. Jetzt eben kehrt er mit Bogen und Pfeilen von der Vogeljagd zurück. Die Vögel werden ohne ein Wort vor Kabloka, seine kleine Frau, hingeworfen, die an der Näharbeit sitzt. Sie weiß schon, was von ihr verlangt wird, und macht sich sogleich an das Ausnehmen der Vögel. Mittlerweile setzt sich auch der Uhu nieder, um nach dem langen Tagewerk der Ruhe zu pflegen. Zuerst muß er die nassen, schlüpfrigen Stiefel aus Seehundfell von den Füßen los werden. Er wäre kein Eskimo, wenn er daran dächte, das selbst zu tun, und so

streckt er die Beine einfach seiner Frau hin. Sie legt augenblicklich ihre Arbeit weg, beugt dann den Kopf vor, so daß er unter den Fuß hinunterkommt, und zieht mit den Zähnen kräftig an der Ferse des Stiefels — einen Absatz hat dieser Stiefel nicht — und zieht ihn herunter. Es geniert sie gar nicht, daß sie den Mund voll von dem Schmutz und der Nässe bekommt, in die der Mann den Tag über hineinge-

treten ist. Aber da verstand ich, warum sich die Eskimos die Nasen reiben, anstatt sich zu küssen. Der Mund wird zu allem möglichen gebraucht; außer daß er ein recht gutes Sprechwerkzeug ist, ist er das Universalgerät der Eskimos. Er entwickelt sich daher auch ganz besonders groß und kräftig. Die Zähne haben eine eigentümliche Form. Während die unsrigen spitz und dünn sind, haben die der Eskimos eine große, breite Kaufläche. Sie beißen auch mit den Jahren ihre Zähne bis an die Wurzel ab, was ja bei uns ganz un-

bekannt ist. Dagegen habe ich bei den Eskimos nie von Zahnschmerzen reden hören. Anana, die Mutter des Uhu, hatte anscheinend noch alle ihre Zähne; aber sie waren so abgenützt, daß sie gerade nur noch am Zahnfleisch hervorsahen. Wenn es sich um eine Kraftarbeit handelt, die die Finger allein nicht fertig bringen, dann müssen die Zähne helfen; z. B. einen Nagel mit den Zähnen gerade zu biegen, ist für die Eskimos eine Kleinigkeit, — mit den Fingern können sie es nicht.

Die Eskimos haben keinen ausgeprägten Ordnungssinn; wenn sie aufhören zu nähen, legen sie die Nadel an den ersten besten Platz. Soll diese dann nach mehreren Stunden wieder benutzt werden, so heißt das so viel, als eine Nadel in einem Heuhaufen wiederfinden. Alle Felle müssen umgedreht und alles muß auf den Kopf gestellt werden, ehe die Nadel wieder zum Vorschein kommt. Ehe wir kamen, war es mit den Nähnadeln spärlich bestellt. Der Besitz einer einzigen Nadel wurde schon als Reichtum betrachtet. Aber dann stellte sie auch ein gutes Stück Arbeit dar. Der Hausvater hatte sie nämlich selbst aus einem Stück Eisen oder Kupfer, was er gerade bekommen konnte, hergestellt. Und diese Arbeit spricht genügend für seine Geschicklichkeit; denn mit so außerordentlich einfachem Handwerkszeug eine nicht nur brauchbare, sondern auch gute Nadel anzufertigen — das ist wirklich keine Kleinigkeit. Allerdings hat der Eskimo Zeit genug dazu; aber ich möchte den von uns sehen, der mit noch so viel Zeit eine solche Geduldprobe leisten würde.

Wand an Wand mit dem Uhu wohnt dessen Bruder Umiktualli mit seiner Frau, einer Tochter und einem kleinen Sohn. Umiktualli ist ein Meisterfänger und steht auf derselben Höhe wie Atikleura. Deshalb leidet die Familie auch keinen Mangel und besitzt eine Menge Felle und Kleider. Übrigens herrscht in allen diesen Zelten ein ganz niederträchtiger Fischgeruch; alles, was man sieht und anrührt, ist mit Fischöl getränkt. Die kleinen Jungen fischen draußen auf dem Eise Dorsche und die Erwachsenen im Wasser Forellen. Der Dorsch wird geangelt, und der Angelhaken besteht

aus einem krummen Nagel. Ein kleiner Knirps von fünf bis sechs Jahren kann in einem Tag große Bündel Dorsche heimbringen.

Vier Zelte sind noch übrig, deren Besitzer zu unserm täglichen Umgangskreise gehören, und denen wir noch keinen Besuch abgestattet haben. Drei der Männer waren lügnerisch, faul und wurden bei uns „Nichtsnutze" genannt. Der vierte war der Ogluli-Eskimo Nulieiu, ein zuverlässiger Mann, der sich für den Sommer hier mit den Netschjilli-Eskimos zusammengetan hatte.

Außerdem nenne ich noch Talurnakto, der umherzog und bald hier, bald dort wohnte. Die Seinigen hielten ihn für eine Art Narren; aber in Wirklichkeit war er der klügste von allen. Er hat uns, wie der Uhu, oft auf unsern Expeditionen begleitet.

Einen habe ich noch vergessen — dort kommt er eben den Hügel herauf. Er ist auswärts gewesen. Das ist der Älteste des Stammes und dessen geschicktester Zauberer: Aleingan Kagoptinner oder „der Grauhaarige". Ich kann ihn mit nichts besser vergleichen, als mit einem verschlagenen alten Fuchs. Atikleura und Poiéta sind seine Kinder, und er wohnt bei dem letzteren. Er ist zwischen sechzig und siebzig, und sein schwarzes Haar und der prächtige Bart sind jetzt sehr grau gesprenkelt, was ihm auch den Namen „der Grauhaarige" eingetragen hat. Sein Auftreten ist barsch und gebieterisch, und ich glaube wirklich, er steht in hohem Ansehen. Er selbst hält sich für den ersten des Stammes, und das drückt sich auch in seinen Mienen aus. Ich konnte mir nie recht klar darüber werden, ob er sich wirklich in seinem Herzen für größer hielt als die andern, oder ob alles nur ein Komödienspiel war, und ich bin sehr geneigt, das letztere anzunehmen. Er machte dem ganzen Stamme weis, er sei auf dem Monde gewesen, und erzählte lange Geschichten, wie es dort aussehe. Er selbst hatte, seinen Aussagen nach, natürlich während seines Aufenthaltes dort eine große Rolle gespielt. Die Eskimos, die auf der Erde täten, was er befehle, sollten dort oben einen Platz bekommen. Die Renn-

tierjagd würde dort auf endlosen Ebenen betrieben, und außerdem könnte man sich noch auf die verschiedenste Weise vergnügen. Denen, die ihm nicht immerfort gehorsam waren, wurde von ihm ein Platz auf den Sternen zugeteilt, wo er natürlich auch gewesen war; die aber, die den Gehorsam ganz verweigerten, stieß er in die Erde hinunter. An diese Märchen glaubten alle unerschütterlich. Als der Uhu einmal das Schlüsselbein gebrochen hatte und ich ihn behandelte, konnte das nicht wieder gut werden, bevor Aleingan sich damit befaßt hatte. Worin seine Einmischung bestand, weiß ich jedoch nicht.

In diesem Stamm hatte sich die Sage von einem Riesengeschlecht erhalten, das einst vor den Eskimos in diesem Lande gewohnt habe. Das Volk der Riesen hieß „Tungi", und es wurde immer mit der größten Achtung von ihnen gesprochen. Die Tungi waren bedeutend größer und viel stärker als die Eskimos und ganz in Bärenhäute gehüllt gewesen. Einige Ruinen von alten Steinhütten hielten die Eskimos für die Hütten der Tungi. Der alte Aleingan wußte außer seinen andern Prahlereien auch noch zu berichten, daß er den letzten Tungi gefällt habe. Und alle glaubten ihm. Nicht einer war so unverschämt, ihn zu bitten, die Leiche sehen zu dürfen. Übrigens sah ich nicht viel von seinen Künsten; er war klug genug, sie für ein besseres Publikum aufzuheben. Es war mir nicht möglich, ihn für etwas andres zu halten, als einen ganz raffinierten alten Scharlatan, der die Leichtgläubigkeit seiner Stammesgenossen ausnützte, und ich arbeitete ihm daher entgegen, so gut ich konnte, obgleich ich nicht glaubte, daß ich auf längere Zeit etwas Wesentliches ausgerichtet habe . . .

Drittes Kapitel: Die Zubereitung der Felle

Wenn der Frühling sich nähert, kommt bald der Zeitpunkt heran, wo die Kajaks überzogen werden müssen. Diese sind, was die Arbeit der Männer betrifft, schon seit mehreren Tagen fertig; aber die langen Vorbereitungen, die das Zubereiten der Felle und Fäden verlangt, hat die

Frauen etwas zurückgebracht. Jetzt sind sie übrigens auch so weit, daß sie das Beziehen in Angriff nehmen können. Einen Kajak zu beziehen, ist keine leichte Sache, sondern eine sehr anstrengende Arbeit, und eine einzelne Frau kann damit nicht fertig werden. Sie muß deshalb ihre Freundinnen um Hilfe bitten — und diese tun es gern; denn sie wissen ja, daß sie selbst Hilfe nötig haben, wenn die Reihe an ihren Kajak kommt. Das Beziehen der Kajaks ist darum eine gemeinsame Arbeit unter den Frauen.

Als Überzug der Kajaks wird nur das Fell der ausgewachsenen weiblichen Seehunde verwendet. Sechs Stück genügen für einen Kajak. Die Zubereitung der Felle geschieht folgendermaßen: Das Fell wird abgezogen und mit dem „Olo" (dem Frauenmesser) von allem Speck so sauber gereinigt wie möglich, und zu diesem Zweck wird das Fell meist über ein Stück Holz gebreitet. Danach wird das Fell gekaut und ausgesaugt, um die kleinen Fetteile zu entfernen, die das Messer zurückgelassen hat.

Wenn nun das Fell auf diese Weise sorgfältig entfettet ist, wird es mit den Haaren nach außen zusammengerollt. Dieses Bündel wird dann in ein anderes Fell, auch mit den Haaren auswärts, hineingerollt und alsdann das Ganze über ein schwaches Feuer gelegt. Wenn es da lange genug gelegen hat, lösen sich die Haare ab, so daß sie mit dem Daumennagel abgekratzt werden können. Nachdem die Felle auf diese Weise von den Haaren befreit sind, wird jedes einzeln zusammengerollt, alle miteinander aber werden in gewöhnliches Seehundfell eingepackt und im Schnee vergraben, um zu gefrieren. Wenn der Sommer kommt und der Schnee auf dem Erdboden schmilzt, werden die Häute herausgenommen und nun zusammengenäht. Dann werden sie in nassem Zustand gestreckt, über den Kajak gezogen und zugenäht. Dieses Strecken verlangt Kraft, und dabei müssen die Freundinnen helfen. Wenn der Bezug zusammengenäht ist, wird der Kajak zum Trocknen aufgestellt. Während die Haut trocknet, zieht sie sich zusammen und wird so stramm wie ein Trommelfell; sie bekommt eine hellgelbe Farbe und ist fast durchsichtig.

Auch die Felle zur Herstellung von Wasserstiefeln, Überkamiken und Kamikſohlen werden zubereitet. Zu allem werden Seehundfelle genommen, zu den Sohlen die von männlichen Seehunden, weil dieſe Häute am dickſten ſind. Die Felle für die Sohlen werden keiner weitläufigen Behandlung unterworfen, ſondern nur abgeſpeckt, ausgebreitet und getrocknet. Die Felle für die Stiefel und Überkamiken werden ähnlich behandelt wie die für die Kajaks, nur nicht in die Erde gelegt. Sie werden am Feuer getrocknet, mit einem ſcharfen Meſſer enthaart und dann mit den Zähnen bearbeitet, bis ſie eine genügende Weichheit erreicht haben. Im Frühjahr ſieht man die Eskimofrauen immer und ewig an ſolchen Häuten kauen.

Zu Seehundkleidern werden die Felle von einjährigen jungen Seehunden verwendet; für Zeltdecken ſind alle Seehundfelle zu gebrauchen. Für beides kommen auch Renntierfelle in Betracht.

Viertes Kapitel: Im Kajak auf der Jagd

Die größte Anziehungskraft hat für den Eskimo das Meer und die Jagd im Kajak. Sein ganzes Sinnen und Trachten iſt mit dem Meere verknüpft, das harte Leben auf den Wellen iſt ihm der Inhalt des Lebens.

Kein anderer hat uns den Eskimo in ſeinem Kajak ſo deutlich vor die Augen geſtellt, wie Fritjof Nanſen, der in ſeinem Buche „Eskimoleben" ein anſchauliches Bild von den Bewohnern Grönlands gibt:*)

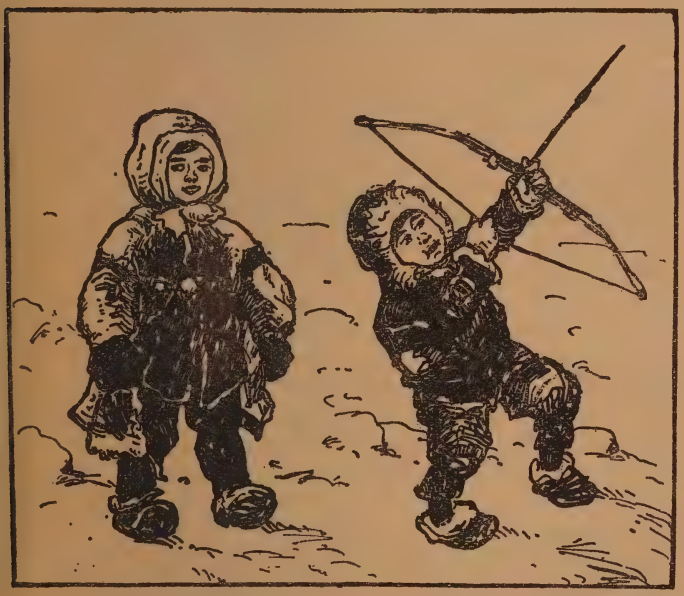
„Begleiten wir den Eskimo einen Tag auf den Fang.

Schon mehrere Stunden vor Tagesanbruch erſteigt er den Ausſichtsberg hinter ſeinem Wohnorte und hält Umſchau, ob das Wetter günſtig zu werden ſcheint. Iſt er hierüber mit ſich im Reinen, ſo geht er langſam wieder nach

*) Da Amundſen keine Schilderung von Kajakfahrten bringt, iſt die Nanſenſche hier eingeſchaltet worden. Sie iſt entnommen aus: Nanſen, Eskimoleben. Globus-Verlag, G. m. b. H., Berlin W 66.

Hause und legt den Kajakpelz an. Sein Frühstück besteht aus einem tüchtigen Schlucke frischen Wassers.

Hat er den Kajak an den Strand getragen und liegen die Fanggeräte an ihrem Platz, so kriecht er in das Kajakloch, macht den Wasserpelz sicher am Kajakring fest und sticht in See. Gleichzeitig gehen aus den anderen Häusern des Ortes



mehrere mit ihm hinaus. Heute gilt es den Klappmützen, und der Jagdgrund liegt zwei Meilen entfernt bei einigen Bänken draußen im offenen Meere.

Es ist ruhiges Wetter. Bald verlassen die Eskimos die Engen und Buchten, um geradeaus ins offene Meer hinauszurudern.

Nach mehrstündiger Fahrt kommen sie endlich auf dem Fanggebiete an, sehen an verschiedenen Stellen große See-

hundsköpfe aus dem Wasser gucken und zerstreuen sich, um der Beute nachzugehen.

Boas, einer der besten Fänger seines Ortes, hat weit hinten eine große Klappmütze (die kleinere Seehundsart) erblickt und setzt ihr nach; doch sie ist untergetaucht, und nun muß er beilegen und warten, bis sie wieder zum Vorschein kommt.

Dort! ein wenig weiter nach vorne guckt ein runder, dunkler Kopf aus dem Wasser. Tief auf den Kajak niedergebeugt, rudert Boas mit leichten, lautlosen Schlägen näher an den Seehund heran, der ruhig und unbekümmert daliegt, den Kopf emporstreckt, und sich von der Dünung auf und nieder schaukeln läßt. Doch auf einmal wird das Tier aufmerksam. Es hat den Reflex des Ruders gesehen und starrt nun den Feind mit seinen großen runden Augen an. Der läßt die Ruder sinken und rührt kein Glied, während der Kajak lautlos weiter gleitet. Der Seehund hat nichts Auffälliges entdeckt und verfällt wieder in seine frühere Sorglosigkeit. Er wirft den Kopf zurück, streckt die Schnauze in die Luft und badet sich in der Morgensonne, die auf seinem dunklen nassen Felle glänzt. Unterdessen nähert sich der Kajak schnell. So oft der Seehund hinsieht, hält Boas mit dem Rudern ein und bewegt keinen Muskel, doch sowie das Tier wieder die Augen fortwendet, geht die Fahrt wie ein Strich vorwärts. — Er nähert sich auf Treffweite, legt die Harpune bereit, sieht nach, ob die Leine auf dem Kajakstuhl in Ordnung ist; noch ein Ruderschlag, und der Augenblick ist gekommen — da taucht der Seehund ruhig unter. Das Tier ist nicht erschreckt worden und wird folglich irgendwo in der Nähe wieder auftauchen. Er muß also warten. Das aber nimmt Zeit in Anspruch, denn der Seehund kann unglaublich lange unter Wasser bleiben, und dem Wartenden erscheint die Zeit noch länger. Doch der Eskimo besitzt eine bewundernswerte Geduld; ohne etwas anderes zu bewegen als den Kopf, der sich spähend nach allen Seiten dreht, sitzt er vollkommen regungslos da. Endlich zeigt sich ein wenig nach der Seite hin wieder der Seehundskopf über dem Wasser. Vorsichtig wendet Boas seinen Kajak, ohne von

dem Tier bemerkt zu werden, und fährt ihm von neuem über den Wasserspiegel entgegen. Da plötzlich wird die Klappmütze aufmerksam, sieht ihn einen Augenblick starr an und taucht unter. Doch Boas kennt die Gewohnheiten der Seehunde von alters her und rudert nun in voller Fahrt nach der Stelle hin, wo das Tier verschwunden ist. Es dauert auch wirklich nur einige Sekunden, bis der Seehund wieder neugierig aus dem Wasser guckt. Nun ist er in Treffweite; Boas greift zur Harpune, führt sie nach hinten, noch ein kräftiger Ruck — und wie von einer Stahlfeder getrieben, schnellt sie sausend vom Wurfholz ab, die lange Fangleine, die förmlich durch die Luft wirbelt, mitschleppend. Der Seehund macht einen gewaltigen Satz, doch während er den Rücken zum Untertauchen krümmt, fährt ihm die Harpune bis zum Schafte in die Seite. Sein Hinterleib peitscht mit einigen gewaltsamen Schlägen das Wasser zu Schaum, und fort ist er, die Fangleine mit in die Tiefe ziehend. Unterdessen hat Boas das Wurfholz zwischen die Zähne genommen und blitzschnell die Fangblase hinter sich ins Wasser geworfen. Sie tanzt auf der Oberfläche hin, scheint aber bald untergehen zu wollen und tut es schließlich auch. Doch bald kommt sie wieder zum Vorschein, und Boas rudert ihr nach, so schnell die Ruder ihn vorwärts bringen. Unterwegs nimmt er den Harpunenschaft auf, den der Seehund abgeschüttelt hat und der nun emporgetrieben ist. Die Lanze liegt wurfbereit da. Im nächsten Augenblick taucht die Klappmütze wieder auf. Wütend, daß an Entkommen nicht zu denken ist, wendet sie sich gegen ihren Verfolger, stürzt sich zuerst auf die Blase, zerfetzt sie und geht dann auf den Kajak los. Wieder liegt Boas auf dem Anschlage. Das Tier krümmt den Rücken und schießt mit aufgesperrtem Rachen so schnell durch die Wogen, daß das Wasser braust. Jetzt kann ein Fehlwurf dem Fänger das Leben kosten. Doch Boas erhebt mit der größten Gemütsruhe die Lanze und stößt sie mit einem kräftigen Ruck so tief in das offene Maul des Tieres, daß die Spitze aus dem Nacken wieder herauskommt. Die Klappmütze zuckt zusammen, ihr Kopf

sinkt, aber im selben Augenblick richtet sie sich lotrecht im Wasser auf. Ein Blutstrom entquillt zischend dem weitgeöffneten Rachen, und sie stößt ein tiefes, wildes Gebrüll aus, während die Blase über ihrer Schnauze zu erstaunlicher Größe anschwillt.*) Sie schüttelt den Kopf so heftig, daß der Lanzenschaft bebt und hin und her schwankt, kann aber die Lanze weder abbrechen noch abschütteln. Im nächsten Moment stößt Boas ihr die zweite Lanze hinter der einen Vorderflosse durch Lunge und Herz; sie sinkt zusammen — der Kampf ist beendet. Boas rudert dicht an das sterbende Tier heran, und falls es sich noch regt, gibt er ihm mit dem langstieligen Messer den Gnadenstoß. Dann werden die Lanzen ruhig herausgezogen, abgespült und wieder an ihren Platz gelegt, die Bugsierleine mit der Bugsierblase hervorgeholt und, nachdem letztere aufgeblasen, um den Seehund geschlungen, die Harpunenspitze herausgeschnitten und wieder auf den Schaft gesteckt, die Fangleine um den Kajakstuhl gewickelt und die Fangblase hinten auf den Kajak geworfen. Hierauf werden dem Seehunde mit dem dazu bestimmten Riemen die Vorderflossen am Leibe festgeschnürt und er selbst mit der Bugsierleine längs des Kajaks so festgebunden, daß er sich leicht schleppen läßt. Zu diesem Zwecke wird der Kopf am ersten Riemenpaare auf dem Vorderdecke und der Hinterleib am letzten hinter dem Ruderer befestigt. Jetzt ist Boas mit ihm fertig und sieht sich nach mehr um. Er hat Glück und braucht nicht lange zu rudern, bis er wieder eine Klappmütze erblickt. Sofort befreit er sich von seiner erlegten Beute, die von der Bugsierblase über Wasser gehalten wird, und beginnt die Jagd von neuem. Nach einigem Jagen und gespanntem Warten erlegt er auch dieses Tier, nimmt es ins Schlepptau und kehrt nun zu seiner ersten Beute zurück. Die beiden großen Tiere werden rechts und links am Kajak befestigt. Er ist jetzt allerdings schwer beladen und geht nicht mehr so leicht, doch das ist für Boas

*) Die Klappmütze hat über der Schnauze eine Haut, die sie zu ziemlicher Größe aufblasen kann.

kein Hindernis, noch mehr zu fangen. Sowie in seinem Fahrwasser eine neue Klappmütze auftaucht, geht die Jagd wieder los, und erlegt er noch mehrere, so wird eine an der anderen festgebunden. Auf diese Weise kann ein Mann bequem vier Tiere bugsieren, ja im Notfall noch mehr.

Inzwischen hat Tobias, ein anderer berühmter Fänger des Ortes, nicht so viel Glück gehabt, wie Boas. Er machte zuerst auf einen Seehund Jagd, der untertauchte und innerhalb Sehweite nicht wieder sichtbar wurde. Dann erblickte er schließlich einen anderen. Doch als er auf ihn losruderte, tauchte plötzlich dicht vor ihm eine besonders große Klappmütze auf und wurde sogleich harpuniert.

Der große Seehund wälzt sich wie ein Verrückter im Wasser. Die Leine wirbelt mit rasender Fahrt ab, bleibt aber unter dem seitlich angebrachten Vogelpfeilwurfholz hängen, das Vorderteil des Kajaks wird von ihr mit unwiderstehlicher Kraft hinabgezogen, und ehe Tobias sich dessen versieht, geht ihm das Wasser auch schon bis unter die Arme. Das einzige noch Sichtbare ist sein Kopf und das Hinterende des Kajaks, das lotrecht auf dem Wasser steht. Es sieht aus, als sei alles verloren; alle, die sich in der Nähe befinden, rudern aus allen Kräften herbei, obgleich sie wenig Hoffnung haben, noch rechtzeitig zu seiner Rettung anzulegen. Doch Tobias ist ein ausgezeichneter Ruderer, er hält sich trotz der verzwickten Lage im Gleichgewichte und läßt sich von dem Seehunde, der alles versucht, um ihn in die Tiefe zu ziehen, durch das brausende Wasser schleppen. Endlich taucht der Seehund wieder auf, und in demselben Augenblicke ergreift Tobias die Lanze und durchbohrt ihm mit tödlichem Wurfe den Kopf. Eine matte Bewegung — und das Tier sinkt zusammen. Die anderen kommen gerade rechtzeitig an, um Tobias seine Beute festmachen zu sehen und ihr Speckstück*) in Empfang zu nehmen. Sie konnten

*) Wenn ein Seehund gefangen wird, erhalten die in der Nähe befindlichen Kajakmänner jeder ein Stück frischen Speckes von dem Tiere und verzehren es gewöhnlich gleich.

ihre Bewunderung über diese Geistesgegenwart und Geschicklichkeit nicht unterdrücken und sprachen noch lange davon.

Bis jetzt ist das Wetter schön gewesen, glatt wogte das Meer im Sonnenschein, doch im Laufe der letzten Stunden begannen dunkle, drohende Wolkenbänke sich am südlichen Himmelsrande zusammenzuziehn. Kaum hat Tobias seinen Seehund festgemacht, hört er auch schon ein dumpfes Brausen und sieht es im Süden wie Rauch über der See liegen. Das bedeutet Sturm, und der Rauch sind die spritzenden Wogen, die er vor sich hertreibt. Von allen Winden fürchtet der Grönländer den Sturm aus Süden (Nigek) am meisten, weil dieser stets heftig auftritt und die See gewaltig aufrührt.

Jetzt möglichst schnell ans Land! Die keinen Seehund im Schlepptau haben, kommen am leichtesten vorwärts, versuchen aber, mit den anderen zusammenzubleiben. Sie sind noch nicht weit gekommen, da hat der Sturm sie schon eingeholt. Er peitscht das Wasser vor sich her zu Schaum, und die Ruderer fühlen ihn im Rücken, wie einen Riesen, der sie emporhebt und vorwärtsschleudert. Jetzt wird es ernst. Die Wogen erheben sich bald wie turmhohe Wasserberge, brechen und wälzen sich über sie herab. Es geht dem Lande zu, aber mit beinahe ausgesprochenem Seitenwind. Noch liegt es weit ab, man kann vor Spritzwasser nichts sehen, und beinahe jede frische Sturzsee begräbt sie unter sich, so daß man nur einige Köpfe, Arme und Ruderstümpfe über den Schaumkämmen sieht.

Dort kommt eine gewaltige See; schon von fern erglänzt sie schwarz und weiß. Sie türmt sich auf, der Himmel verschwindet fast. Sofort stecken alle an der Luvseite Befindlichen das Ruder unter den Riemen, dann beugen sie den Oberkörper vor, und die Sturzsee bricht über sie herein. Einen Augenblick ist beinahe alles verschwunden. Die im Lee warten gespannt, bis die Reihe an sie kommt. Jetzt rollt das Wasser auch über sie hin, und nun schießen alle Boote wieder mit neuer Fahrt vorwärts. Doch eine solche Sturzsee kommt nicht allein, ihr folgen noch schwerere.

Die Kajakmänner legen die Ruder flach über dem Deck nach der Luvseite aus, beugen den Oberkörper vornüber, und wenn der weiße Wasserfall sich mit Donnergetöse über sie ergießt, stürzen sie sich ihm selbst in den Rachen und brechen dadurch seine Gewalt. Wieder sind sie einen Augenblick verschwunden, — da taucht ein Kajak auf, auf dem rechten Kiel — noch einer, aber mit dem Boden nach oben — Pedersuak ist gekentert. Der nächste Nachbar eilt zur Hilfe herbei, da bricht die dritte Sturzsee über sie herein, und jeder muß an sich selbst denken. Es war zu spät — zwei sind gekentert; aber der zweite richtet sich sofort wieder auf, und sein erster Gedanke gilt dem Kameraden, dem er von neuem zu Hilfe eilt. Er treibt seinen Kajak neben den gekenterten, legt sein Ruder über beide, ergreift unter dem Wasser den Arm des Freundes und zieht ihn mit einem Rucke so hoch, daß jener das Ruder fassen kann, und sich dann auch im Nu wieder aufrichtet. Der Wasserpelz hat sich auf der einen Seite ein bißchen vom Kajakringe gelöst und ein wenig Wasser eindringen lassen, doch nicht soviel, daß er deshalb nicht weiter könnte. Inzwischen sind die andern herbeigekommen, sie fischen sein verlorenes Ruder auf, und nun kann es wieder weiter gehen.

Für die, die Seehunde bugsieren, wird es immer schlimmer, sie sind meistens die letzten, und die großen Tierkörper schlagen schwer gegen die Seiten des Kajaks. Sie denken daran, ihre Beute preiszugeben, aber die schwere Welle rollt vorbei, und da wollen sie es noch eine Weile versuchen. Der stolzeste Augenblick im Leben eines Fängers ist der Augenblick, da er seinen Fang in den Hafen bugsiert und die freudestrahlenden Gesichter seiner Hausgenossen ihn vom Strande anlachen. Schon weit draußen auf See sieht er sie in Gedanken vor sich und freut sich wie ein Kind; kein Wunder, daß er seine Beute nur im äußersten Notfalle fahren läßt.

Nach vielen bösen Sturzseen kommen sie endlich mehe unter Land. Hier gibt ihnen eine kleine Inselgruppe, dir nach Süden hin weit draußen liegt, einigermaßen Schutz,

die See geht hier weniger heftig, und je mehr sie sich dem Lande nähern, desto besser und schneller geht es vorwärts.

Unterdessen sind die Frauen zu Hause in großer Angst. Als der Sturm ausbrach, liefen sie nach dem Aussichtsberg hinauf oder auf die Landzungen hinaus und standen dort in dichten Gruppen, über das empörte Meer hin nach ihren Söhnen, Männern, Vätern und Brüdern ausspähend. Hier sieht man sie dicht aneinandergedrängt frierend und spähend stehen, bis ihre durch die Angst geschärften Augen die Kommenden als schwarze Punkte am Horizonte entdecken und der ganze Platz von dem Freudengeschrei „Sie kommen! Sie kommen!" widerhallt. Man fängt an zu zählen, wie viele es sind. „Zwei fehlen!" — „Nein, da ist der eine!" — „Nein, alle sind da! Alle sind da!"

Bald fangen sie an, einzelne herauszukennen, teils an der Art zu rudern, teils an der Form des Kajaks, obwohl alle Boote nur wie schwarze Punkte aussehen. Plötzlich ertönt ein wildes Freudengeheul: „Boase kaligpok!!!" (Boas bugsiert); ihn erkennen sie leicht an der Größe. Diese Freudenbotschaft geht von Haus zu Haus, die Kinder laufen umher und schreien es in die Fenster, und oben auf dem Berge lösen sich die Gruppen in einen Freudentanz auf. Dann erschallt wieder ein Jubelruf: „Ama Tobiase kaligpok!!!" (Auch Tobias bugsiert), und auch diese Kunde geht von Haus zu Haus. Von neuem ertönt es: „Ama Simo kaligpok"! „Ama David kaligpok!!" Und wieder stürmen Frauen aus den Häusern den Aussichtsberg hinauf, um aufs Meer hinauszustarren, das sich weiß in weiß gegen die Klippen abhebt, und auf dem ab und zu zwischen den rollenden Wassermassen elf schwarze Punkte, die langsam näher kommen, zu unterscheiden sind.

Endlich steuern die ersten Kajake in die Bucht vor dem Orte. Es sind die, die keinen Seehund haben. Leicht und sicher jagt einer nach dem andern auf den flachen Strand, hoch auf dem Rücken der Wellen tanzend. Sie werden von den Frauen, die die Boote höher aufs Ufer hinaufziehen müssen, in Empfang genommen.

Dann folgen die Bugsierenden. Sie müssen etwas vorsichtiger zu Werke gehen, sie machen ihre Beute los und sorgen erst dafür, daß sie den Frauen am Strande zugeworfen wird. Darauf landen sie selber. Einmal aus dem Kajak gestiegen, kümmern sie sich, wie auch die Zuerstgekommenen, nur um sich selbst und ihre Geräte, die an ihren Platz getragen werden. Auf ihre Beute werfen sie keinen Blick, — alle fernere Arbeit damit liegt den Frauen ob.

Oft geht es beim Seehundsfange gefährlicher zu, als ich es hier schilderte. Man kann sich vorstellen, daß man sich bei dem eingezwängten Sitzen im Kajak, das nicht viel Bewegung erlaubt, weder hintenüber noch nach rechts werfen darf. Greift nun eine verwundete Klappmütze plötzlich von dort an, so gehört Geschicklichkeit und Geistesgegenwart dazu, ihr zu entgehen oder so schnell zu wenden, daß sich der Todesstoß führen läßt, ehe das wütende Tier den Kajak zertrümmern kann. Nicht viel besser ist es, wenn man von unten angegriffen wird oder das Tier plötzlich dicht neben dem Kajak auftaucht; denn es bewegt sich mit Blitzesschnelle und ist ebenso mutig wie stark. Stürzt es sich erst einmal auf den Kajak und bringt ihn zum Kentern, so bleibt wenig Hoffnung auf Rettung. Oft greift es dann entweder den Mann unter dem Wasser an, oder es steigt auf den gekenterten Kajak und reißt Löcher in seinen Boden. In solcher Lage ist außergewöhnliche Selbstbeherrschung vonnöten, um die rechte Kaltblütigkeit zu bewahren, damit man sich schnell wieder aufrichtet und den Kampf mit dem wutschnaubenden Gegner von neuem aufnimmt. Dennoch kommt es vor, daß ein so zum Kentern gebrachter Kajakmann die Klappmütze trotz alledem als Beute heimführt.

Ein noch schlimmerer Gegner ist das Walroß. Wenn ein solches gejagt werden soll, vereinigen sich gewöhnlich mehrere Jäger, damit einer dem andern im Notfalle beistehen kann. Doch oft genug wagt sich auch einer allein an dieses Untier heran.

Das Walroß ist, wie bekannt, ein großes, bis zu 5 m langes Tier mit dicker, zäher Haut, einer dicken Speckschicht,

außerordentlich harter Hirnschale und ungeschlachtem Körper. Man muß schon einen sicheren, starken Arm haben, um es erlegen zu können. Sobald ein Walroß angegriffen wird, pflegt es auf seinen Gegner loszugehen, und es kann ihn mit seinen scheußlichen Hangzähnen grauenhaft zurichten.

Sind andere Walrosse in der Nähe, so umringen sie sofort den Kajak und greifen alle gleichzeitig an.

Selbst die norwegischen Walroßjäger mit ihren Flinten, Äxten und Lanzen und ihren großen, festen Booten haben vor dem Walroß gehörigen Respekt.

Welch ein Wagestück muß es da sein, im zerbrechlichen Eskimoboot ein solches Tier nur mit den leichten Wurfgeschossen des Eskimos und allein anzugreifen! Für den

Eskimo aber ist ein solches Unternehmen eine alltägliche Begebenheit. Er kämpft seinen Streit mit dem gefährlichen Gegner aus; die Lanze wurfbereit in der Hand, erwartet er ruhig den Angriff des Tieres und jagt ihm, alle Vorteile kaltblütig berechnend, im rechten Augenblicke die Lanze in den Leib.

Beim Walroßfang ist Kaltblütigkeit die Hauptsache, denn die unvorhergesehensten Schwierigkeiten können sich dabei herausstellen; nur das erklärt die vielen Unglücksfälle. Vor einigen Jahren griff, wie mir erzählt wurde, ein Walroß einen Kajak von unten an, wobei der lange Zahn des Tieres durch den Boden des Kajaks drang, die Hüfte des Mannes durchbohrte und sogar noch ein Loch in das Verdeck stieß. Die Kameraden eilten dem Unglücklichen zu Hilfe, er machte sich von dem Tiere los, und es gelang ihm trotz des Leckes mit Hilfe der Freunde ans Land zu kommen."

Fünftes Kapitel: Renntierjagd

Jetzt nähert sich die große Zeit, wo die Flüsse und Seen aufgehen und die Renntierjagd beginnt. Dies ist die unvergleichlich herrlichste Zeit für den Eskimo. Er schwelgt in frischem Fleisch. Schon im Mai kommen die Renntiere nordwärts über den Isthmus von Boothia herüber; aber da ist es nur ein Glücksfall, wenn ein einzelnes Tier mit Bogen und Pfeil erlegt wird. Erst wenn das Eis geht und der Kajak ins Wasser gesetzt wird, beginnt die große und eigentliche Renntierjagd.

Wenn der Kajak für die Renntierjagd ausgestattet ist, hat der Jäger zwei Renntierlanzen vor sich, die in einem kleinen Henkel aus Renntierhaut stecken, damit sie nicht über Bord fallen können. Wenn das Renntier im Frühjahr an Netschjilli vorüberkommt, können die Eskimos es leicht ins Wasser hineintreiben. Die Jäger teilen sich in zwei Parteien, die einen mit, die anderen ohne Kajaks. Die Kajakruderer nehmen ihre Stellung auf dem Ufer, das dem, von dem das Renntier kommt, gegenüber liegt. Wenn sich nun ein Rudel nähert, umringen die Eskimos es aus weiter Ent-

fernung und treiben die Tiere ins Wasser hinein. Sobald die Tiere darin sind, springen die Kajakruderer in ihre Fahrzeuge und stechen ein Renntier ums andere mit ihren Lanzen nieder. Die Tiere werden an Land bugsiert und dort von den wartenden Jägern in Empfang genommen.

Später im Sommer, wenn die Renntiere sich über das ganze Land verbreitet haben, wird die Jagd meistens an irgend einen großen See verlegt, am liebsten dahin, wo sich eine Landzunge ins Wasser erstreckt. Zu dieser Zeit sind die Eskimos meistens nicht so zahlreich beieinander, und wenn sie die Renntiere auf die Landzunge hinaustreiben wollen, merken sie, daß sie nicht zahlreich genug sind, das auszuführen. Aber die Eskimos wissen sich zu helfen. In aller Eile errichten sie eine Menge kleiner Warten; wenn dann die Renntiere daher kommen, meinen diese, die Warten seien Menschen, — und die Absicht ist erreicht. Trotz ganz geringer Anzahl gelingt es den Eskimos sehr oft, auf diese Weise große Scharen Renntiere ins Wasser zu jagen. Und wenn sie erst im Wasser sind, dann sind sie verloren; nur ganz wenige kommen wieder heraus und entgehen dem Tode.

Die Verteilung der Beute geht nach Aussage des Uhu folgendermaßen vor sich: Von je fünf Renntieren bekommen die Kajakruderer vier und die Jäger am Land das fünfte. Das hat indes nicht viel zu bedeuten; denn die Eskimos essen meistens alle gemeinsam von dem Fleisch, solange noch etwas da ist. Die Haut aber, und gewisse Körperteile sind unweigerlich das Eigentum dessen, der das Tier getötet hat.

Nach einem Massenfang von Renntieren essen die Eskimos sich zuerst auf der Stelle gründlich satt, während die Häute abgezogen werden. Bei dieser Arbeit gehen sie sehr sorgfältig zuwege, denn jedes Fell ist kostbar. Der größte Teil von dem Körper wird in einem Depot niedergelegt. Das Depot wird aus scharfen Steinen sorgfältig aufgebaut, damit der Fuchs nicht daran kommen kann; aber es kommt trotzdem vor, daß dieser Halunke sich hineinschleicht, und es ist unglaublich, welche Verwüstung er dann in kurzer Zeit anrichtet. Im Sommer geht das Fleisch natürlich sehr bald in

Verwesung über. Aber was tut das! Es gleitet anscheinend gerade so gut den Hals hinunter.

So viel wurde uns bald klar: die Eskimos führen ein Leben, das sie dazu erzieht, nichts, was nur immer eßbar

genannt werden kann, verloren gehen zu lassen. Eines Morgens bat mich der alte Eldro um Erlaubnis, etwas an sich zu nehmen, was drunten am Hügel lag und mir gehörte. Ich verstand nicht recht, was er meinte, und dachte, es werde ein Stück weggeworfenes Holz oder Blech sein, und bewilligte sein Verlangen, worauf er sich freudestrahlend und mit Danksagungen zurückzog. Nachher ging ich den Hügel hinunter und sah da den alten Eldro eifrig beschäftigt am Abhang sitzen. Ich näherte mich neugierig und fand ihn damit beschäftigt, den Inhalt eines alten Renntiermagens, der seit dem letzten Herbst dagelegen hatte, sorgfältig zusammenzulesen. Meine Hunde waren auch vorher dort gewesen, hatten aber das Zeug liegen lassen. Eldro dagegen lächelte holdselig über seinen unerwarteten Morgenfang und sagte, seine Frau werde über die Vermehrung ihrer Eßvorräte entzückt sein. Ich ließ eine Bemerkung fallen, er solle dessen nicht so ganz gewiß sein. Aber am nächsten Tage kam der alte „Gentleman" und verehrte mir mit einem Gruß und vielem Dank von der Gattin ein Dutzend feine Forellen.

Der Sommer ist also die Zeit der Hauptjagd. Was hauptsächlich mit nach Hause gebracht wird, gleich wenn die Tiere erlegt sind, das sind die Häute, die Vorder- und Hinterkeulen, die Lenden, die Zungen und die Sehnen. Diese letzteren werden besonders sorgfältig behandelt. Die Rückensehnen sind die feinsten; sie geben den Nähfaden. Die übrigen Sehnen werden als grobes Garn benutzt, das unserm Bindfaden entspricht.

Wenn nun ein Jäger mit dieser seiner Beute heimkehrt, werden die Sehnen rasch zum Trocknen aufgehängt. Das Fleisch wird sogleich verzehrt, und als Nachtisch eine reichliche Portion Mark aus den Knochen. Beim Zerschmettern dieser Knochen muß man sich aber hüten, nicht etwa einen Gegenstand aus Eisen zu benützen, er darf nur aus Stein sein, sonst fällt die Jagdsaison schlecht aus. Die übrig gebliebenen Knochen werden sorgfältig vergraben, damit die Hunde sie nicht herausbuddeln können; denn wenn so etwas

geschähe, würde der Jäger am Ende in diesem Jahr nicht ein einziges Tier mehr erlegen. Dasselbe gilt von den Fisch-

gräten zur Zeit des Fischfangs. Jedem leuchtet ein, daß auf diese Weise für die Hunde nicht viel übrig bleibt...

Nach vollendeter Mahlzeit breitet sich Ruhe über das Lager. Die Hunde liegen drüben auf dem Moos und strecken sich

anscheinend mit großem Wohlbehagen, trotz ihrer leeren Mägen. Aus den Zelten ertönt an dem schönen Abend Lachen und Scherzen. Die ans Ufer gezogenen und wegen der Hunde über die hohen Warten gestülpten Kajaks triefen noch von der blutigen Jagd. Allmählich wird ein Zelt nach dem andern geschlossen; Netschjilli schläft, und der tiefe Friede der Sommernacht wird durch nichts gestört, als höchstens ab und zu durch den Schrei einer der nie ruhenden Eulen.

Sechstes Kapitel: Beim Bau der Eishäuser

Wenn der Sommer herrlich ist, so ist er leider auch kurz, und der Herbst kommt schnell heran. Nach den Witterungsverhältnissen kann man eigentlich kaum von einem Herbste sprechen. Der Sommer geht eigentlich direkt in den Winter über. Die Seen gefrieren, und der Schnee fällt; aber in dem Leben der Eskimos ist dann doch ein kleiner Abschnitt, der als ihr Herbst bezeichnet werden kann, und der für sie die unangenehmste Periode des ganzen Jahres ist. Das ist die Zeit, wo das Eis noch nicht dick genug ist, um als Baumaterial verwendet zu werden. Der Aberglaube hält die Leute ab, in ihren Zelten Feuer zu machen. Ihre Wohnungen sind deshalb auch bei dem schlechten Wetter, das jetzt eintreten kann, miserabel, und sie leben in einer kalten Feuchtigkeit, während der sie sich alle ohne Ausnahme schwere Erkältungen zuziehen.

Die Hauptjagd ist jetzt vorüber, wenngleich ein oder das andre Renntier noch angetroffen wird. Die vielen Steinhaufen, die man ringsum im Lande sieht, legen Zeugnis von einem guten Jagdjahr ab. Jeder Steinhaufen bedeckt ein Depot, worin häufig mehrere Renntiere aufbewahrt sind. Jede Familie hat Häute und Fäden genug zur Verfertigung von Kleidern; da darf der Winter schon kommen. Die meisten bleiben aber noch in ihren Zelten und wollen mit dem Bau ihrer Häuser warten, bis genug Schnee gefallen ist. Aber einige von ihnen machen sich doch die Mühe, in dieser Jahreszeit schon eine „Eis-Iglu" zu bauen. Der Uhu ist einer von diesen wenigen.

Und er hat gut daran getan, beizeiten seine Iglu zu bauen. Denn jetzt ziehen sich die Wolken drohend zusammen, und — eins, zwei, drei hat man einen von den Stürmen, die die Umwohner des magnetischen Pols sehr gut kennen. Da stürmt es, und es schneit so dicht, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen kann. In den Zelten wird es ganz dunkel, und das Schneegestöber dringt bis mitten hinein. Nur der Uhu sitzt in seinem neuen Hause und lächelt überlegen: ihm kann das Unwetter nicht das geringste anhaben.

Die Stürme hören in diesen Gegenden oft ebenso rasch wieder auf, wie sie gekommen sind. Wenn der Eskimo am nächsten Morgen erwacht, herrscht tiefer Winter draußen. Das Meer hat eine Eisdecke, und der Schnee ist an vielen Stellen zu meterhohen Wehen zusammengewirbelt. Jetzt ist kein Grund mehr vorhanden, das Schneehüttenbauen noch länger aufzuschieben; alle haben in dieser Nacht genügend gefroren. Bald ist die ganze Kolonie draußen und sucht eifrig nach Bauplätzen. Es ist von großem Wert, einen guten warmen Platz ausfindig zu machen, der etwas gegen den Wind geschützt und doch auch nicht zu weit vom Wasser entfernt sein soll, damit die Bewohner nicht jeden Tropfen Wasser mit unendlicher Mühe herbeischaffen müssen.

Um einen richtigen Eindruck davon zu bekommen, wie eine mustergültige Hütte gebaut wird, wollen wir Atikleura, den Meister im Bauen, aufsuchen. Er steht gerade unter dem Berggipfel und winkt Nalungia, um ihr mitzuteilen, daß er den gewünschten Platz gefunden habe, und daß sie ihm seine Schneeschaufel bringen solle. An der Wahl dieses Platzes kann man schon erkennen, daß Atikleura ein praktischer und zugleich mit Schönheitssinn begabter Mann ist. Der Platz ist gegen Norden, Osten und Westen gut geschützt; besonders wird der Hügelkamm dahinter den scharfen Nordwind abhalten. Gegen Süden ist die Aussicht offen, und jeder Sonnenstrahl wird Atikleuras Hütte erreichen. Nicht viele Schritte davon liegt ein kleiner See, der der Familie das herrlichste Trinkwasser liefert.

Indessen hat Nalungia die Schneeschaufel gebracht. Diese

ist aus einem hölzernen Brett gemacht, das sich Atikleura bei den südlicher wohnenden Stämmen eingetauscht hat. Denn bei den Netschjilli gibt es kein Holz; auch nicht das kleinste Stück Treibholz findet seinen Weg in diese Breiten. Die Schaufel ist sehr praktisch eingerichtet; um sie stärker zu machen, hat man sie unten mit Renntierknochen beschlagen. Das erste, was Atikleura jetzt tut, ist, daß er die oberste Schicht losen Schnees wegschaufelt, in dem Umkreis, auf dem er seine Hütte aufzurichten gedenkt. Dann nimmt er sein Messer, das bis jetzt in einer Schlinge an einem Haken gehangen hat, der auf dem Rücken des Anoraks (des Überzugs) festgenäht ist. Es ist ein wahres Ungeheuer von einem Messer, und wenn man es nicht vorher gesehen hätte, könnte man ordentlich Angst bekommen. Die Klinge ist so groß wie eines unserer guten großen Schlachtermesser und besteht aus Eisen, das auch vom Süden heraufgekommen ist. Der Griff ist ungefähr 30 cm lang und besteht aus Holz. Nun faßt Atikleura den Griff mit beiden Händen und schneidet einen Block nach dem andern heraus. Die Blöcke werden in einer Größe von $1^1/_2$ Fuß Höhe, 2 Fuß Länge und 4 Zoll Breite geschnitten. Wenn sie auf diese Weise herausgeschnitten werden, liefert der Bauplatz selbst genügend Material für das ganze Bauwerk.

Es ist ein wahres Vergnügen, wie ausgezeichnet bei einem guten Baumeister alles ineinander paßt. Atikleura ist ein wahrer Zauberer auf diesem Gebiet. Nicht ein einziger von den Blöcken, die er herausschneidet, zerbricht, trotz der anscheinenden Gleichgültigkeit, womit er sie behandelt. Ein Einschnitt da und einer dort, dann ein Fußtritt, und der dünne, feine Block steht von der Schneemasse geschieden da. Alle Blöcke von Atikleuras Hand sind so genau gleich groß, daß es aussieht, als seien sie nach einem ganz genauen Maß gemacht worden.

Die Hütte wird spiralförmig gebaut, wie ein Heudiemen oder ein Bienenkorb, und der eine Block wird immer dicht neben den andern gesetzt. Bei dem Zusammensetzen der Blöcke werden die Seiten fest aneinandergefügt, wodurch

dann die Wände ganz dicht werden. Die Geschicklichkeit eines Baumeisters kann man daher an der Dichte seiner Hütte bemessen. Aber selbst bei Atikleuras Geschicklichkeit können einzelne Ritzen da und dort nicht ganz vermieden werden.

Und die Ritzen zu verdichten, ist Nalungias wichtige Arbeit. Zu diesem Zweck bearbeitet sie den zuerst weggeschaufelten losen Schnee, bis er sich wie ganz feiner Stampfmelis anfühlt; dann erst ist er als Verdichtungsstoff zu benützen. Mit diesem Schnee werden die Blöcke beworfen, sobald sie an ihrem Platze sitzen, und er füllt die allerkleinste Öffnung und Ritze aus.

Die Wände der Hütte steigen schnell in die Höhe. Atikleura sieht aus, als sei er kopfüber in eine Mehltonne gestürzt, denn er ist von oben bis unten mit Schnee bedeckt. Seine Kleider, die Haare und der Bart sind kreideweiß. Doch verhindern seine langen Fausthandschuhe den Schnee am Eindringen in den Anorakärmel.

Der Bau des Daches solch einer Schneehütte ist für den Uneingeweihten eine höchst verwickelte Sache. Wie viele Schneeblöcke sind mir bei dieser Arbeit auf den Kopf heruntergefallen! Die Schneewände müssen sich nämlich oben nach innen immer mehr verjüngen, und für den Außenstehenden sieht es genau aus, als hänge der letzte Block buchstäblich ohne jeglichen Halt oder irgendwelche Unterlage horizontal in der Luft. Dieser letzte Block, der das Dach in der Mitte abschließt, ist meistens von dreieckiger Form. Er muß zuerst zu dem Loch, das er später ausfüllen soll, förmlich hinausgespielt werden, damit er dann von außen wieder darauf zu sitzen kommt. Es sieht aus, als sei dies ein Ding der Unmöglichkeit; aber der Eskimo macht das Unmögliche möglich. Mit der einen Hand hält er den Block durch das Dachloch hinaus, und während er ihn über dem Dach hält, schneidet er ihn mit der andern in die Form eines Keils. Wenn er ihn nun losläßt, paßt er in das Loch hinein, als sei er hineingegossen.

Mittlerweile hat Nalungia unter der Beihilfe von Errera die Hütte von außen eifrig mit dem feinen Schnee beworfen, bis die ganze Hütte einem einzigen Schneehaufen gleicht. Die feinen Linien der Schneeblöcke sind unter dem feinen Schneepuder ganz verdeckt. Aber dicht ist die Hütte jetzt. Denn das feine Pulver bohrt sich überall hinein, wo sich noch

das winzigste Loch, die winzigste Ritze findet. Der Baumeister zeigt sich noch nicht. Er ist im Innern der Hütte, in der er jetzt vollständig eingeschlossen ist, noch eifrig beschäftigt. Endlich dringt die lange Klinge seines Messers durch die Schneewand heraus, und mit einer raschen Bewegung schneidet er ein Loch hinein, das gerade groß genug ist, daß er hindurchschlüpfen kann. Ich verwundere mich, wie hoch oben an der Wand er das Loch herausgeschnitten hat; denn an allen den Iglu, die ich bis jetzt gesehen habe, ist der Eingang ganz unten am Boden gewesen. Jetzt kriecht Nalungia zu demselben Loch hinein, durch das ihr Mann herausgekommen ist, und ich folge ihr nach, um zu sehen, wie die Hütte nun weiter eingerichtet wird. Da entdecke ich auch sogleich, warum das Loch so hoch oben angebracht worden ist. Atikleura hat es in der Höhe der Schlafpritsche ausgeschnitten, um den Einzug zu erleichtern. Diese Schlafpritsche ist aus dem losen Schneeabfall gebildet, der sich in der Hütte befindet und von Atikleura aufgehäuft worden ist. An dem entgegengesetzten Ende der Hütte ist eine andere aus zwei Blöcken hergestellte Erhöhung. Die Blöcke sind auf die Kante gestellt, und ein dritter liegt als Tischplatte darüber.

Nachdem der Einzug durch das Loch über der Pritsche bewerkstelligt ist, werden große Mengen Felle bunt durcheinander hineingeworfen. Hierauf kommt der Hausrat an die Reihe: Trockenrost, Wassereimer (aus Kajakhaut genäht), Kochtöpfe, Speklampe. Alsdann die Lebensmittel: Speck, Fleisch und Fische; und schließlich das persönliche Eigentum der Frau. Jetzt scheint alles fertig zu sein, und Frau Nalungia sieht mich fragend an, ob ich hinausgehen (oder besser gesagt: hinauskriechen) wolle. Ich habe keine Ahnung, was bevorsteht, bleibe aber aus Neugier. Komme, was kommen mag! — Aber ein wenig verblüfft bin ich doch, als das Loch über der Pritsche plötzlich von außen geschlossen wird und ich mich mit Frau Nalungia in der Schneehütte eingemauert finde. Sie aber, ohne sich um mich zu bekümmern, macht sich sofort an ihre Arbeit. Zu allererst wird die schwere

Speclampe aufgehoben und auf den kleinen Schneetisch an der Wand quer vor der Pritsche gestellt. Die Speclampe ist aus einer Art Stein hergestellt, den unsere Eskimos von südlicheren Freunden bekommen. Sie hat die Form eines Halbmonds, ist aber schwer und unschön; sie wird auf drei in die Schneeplatte hineingesteckte Knochen gestellt, in der Weise, daß der innere fast gerade Rand des Halbmondes dem Innern der Hütte, die äußere runde Kante dagegen der Hüttenwand zugekehrt ist. Jetzt holt Nalungia den Speckbeutel herbei, aus dem sie ein Stück gefrorenen Speck herausnimmt, der dann mit einer dazu hergerichteten Keule aus Moschusochsenknochen geklopft wird, bis er ganz weich ist. Dann nimmt sie aus einem ihrer Behälter ein kleines Moosbüschel, das sie sorgfältig in Tran taucht — „Lichtpastillen" haben wir solche Klümpchen genannt — und mit Hilfe der früher beschriebenen Hölzer macht sie nun Feuer an. Bald verbreiten die Lichtpastillen ein strahlend helles Feuer. Der weichgeklopfte Speck wird auf die Lampe und ein Docht aus Moos dem innern geraden Rand der Lampe entlang gelegt. Der Docht wird mit Tran übergossen und mit Hilfe des brennenden Moosbüschels angezündet. Bald brennt der ganze Docht, und eine herrliche Flamme erhellt die große stattliche Hütte. Ich frage mich verwundert, was sie denn nur mit dem prächtigen Feuer wolle, ehe sie noch mit der Einrichtung ihrer Hütte fertig ist, ja, ich bin schon im Begriff, ihr Verschwendung des kostbaren Trans vorzuwerfen, unterlasse es aber doch, in dem Gedanken, daß ein Eskimo nichts ohne eine ganz bestimmte Absicht tut. Und dieser Gedanke erweist sich sehr bald als richtig. Das große Feuer verbreitet allmählich eine drückende Hitze in der Hütte, und jetzt verstehe ich: die Hitze soll die neugebaute Hütte in den Fugen zusammenschmelzen. Ich sehe, wie die Schneeblöcke bei der Wärme langsam zusammensinken, bis sie tatsächlich eine einzige zusammenhängende Schneemauer bilden.

Nalungia hat indessen die Zeit gut angewendet, und die Schlafpritsche ist ganz in Ordnung. Ganz unten auf dem Schnee liegt der wasserdichte Kajakbezug, der im Herbst von

dem Kajak abgetrennt wird, und der alle Feuchtigkeit von den darüberliegenden Renntierhäuten abhält. Die Renntierhäute sind hübsch zurechtgelegt, und die Schlafstätte sieht wirklich einladend aus. Jetzt füllt Nalungia den Kochtopf mit Schnee und hängt ihn mit zwei Schnüren an zwei in die Wand gesteckten Knochen über das Feuer. Die Familie mag nach der Arbeit eine Erfrischung wohl nötig haben.

Nach einer guten halben Stunde gibt Nalungia ihrem Manne, der schon lange darauf gewartet hat, das Zeichen zum Eintreten. Die Wand wird ganz unten am Boden aufgebrochen und eine Öffnung gemacht, die gerade groß genug ist, daß ein Mann hindurchkriechen kann. Im nächsten Augenblick ist Atikleura in der Hütte. Er zieht seine tropfnassen Fausthandschuhe ab und wirft sie Nalungia hin, die sie aufhebt, auswringt und auf den Trockenrost legt. Dieser ist aus Renntierknochen gemacht, mit einem Netz von Sehnenschnüren überzogen und über dem Kochtopf — nicht zu nahe am Feuer — angebracht worden. Dann kommt der Rock an die Reihe, der zuerst ausgeschüttelt und dann mit einem kleinen runden Holzstock (der Anauta) tüchtig durchgeklopft wird. Aller Schnee, selbst das allerkleinste Schneekorn, muß entfernt sein, ehe es zu schmelzen beginnt und den Rock naß macht. Hierauf wird der Rock zusammengerollt und auf die Schlafpritsche geworfen. Atikleuras äußere Beinkleider erfahren nun dieselbe Behandlung und landen dann neben dem Anorak auf der Pritsche. Jetzt steht Atikleura in den Unterkleidern da. Er schwingt sich auf die Pritsche und setzt sich soweit zurück, daß die Beine in ihrer ganzen Länge aufliegen. Jetzt müssen die Stiefel ausgezogen werden, und das ist nicht so ganz einfach, denn die Fußbekleidung der Eskimos besteht aus fünf verschiedenen Hüllen. Ganz außen trägt er die kleinen niedrigen Schuhe aus Renntierfell mit den Haaren nach innen und der Haut nach außen. Auf der unteren Seite der Sohle fallen einem einige merkwürdige Schlangenlinien auf; diese weisen sich bei näherer Betrachtung als Lederstreifen aus, die darauf genäht sind, damit die Sohle weniger

glatt ist. Als zweites kommen die Kamiken aus Renntierfell. Davon trägt der Eskimo zwei Paar übereinander. Die äußern sind aus der Haut über den Knochenteilen der Renntiere verfertigt; die Haut ist da sehr kurzhaarig und stark. Sie haben die Haare nach innen und reichen bis an die Knie, wo sie mit einem Riemen zusammengebunden sind. Unter diesen Kamiken trägt der Eskimo dann noch ein zweites Paar von ganz derselben Länge und demselben Aussehen, nur daß bei diesem Paar die Haare nach außen sehen. Dieses Paar ist aus dem Fell eines einjährigen Renntierbocks verfertigt, und es ist sehr fein und weich. Zwischen diesem Paar Kamiken trägt der Eskimo ein Paar kleine Socken aus Renntierfell mit den Haaren nach außen, und ein zweites solches Paar trägt er auch ganz innen auf dem bloßen Fuß, doch da mit den Haaren nach innen. Also im ganzen fünf Lagen übereinander! Als ich dies zum ersten Male sah, dachte ich mit Stolz, wir seien viel abgehärteter als die Eskimos, da wir nicht mehr als drei Hüllen über dem Fuß trugen. Aber auf meiner ersten Schlittenfahrt wurde mir klar, daß die Eskimos diese Hüllen nicht allein zum Schutz gegen die Kälte tragen, sondern ebenso sehr wegen des harten Untergrundes von Eis und Schnee, auf dem sie immer gehen. Mit meinen drei Hüllen taten mir die Füße so weh, daß ich schließlich kaum noch weiter kam.

Nachdem Atikleura sich aller seiner nassen Fußkleider glücklich entledigt hat, zieht er trockene Unterkleider an, sowie ein Paar ganz kleiner Seehundlederschuhe, die unsern Pantoffeln entsprechen. Jetzt ist er mit der äußeren Behandlung seines Körpers fertig, nun können die Bedürfnisse des inneren Menschen an die Reihe kommen. Und diese Bedürfnisse sind nach der harten Tagesarbeit nicht gerade klein. Es wird auch ein großer prächtiger Lachs aufgetragen, und alle Familienmitglieder versehen sich reichlich davon. Er ist gefroren, und es hat den Anschein, als schmecke er allen vortrefflich; in kurzer Zeit ist von dem stolzen Fisch nur noch das rein abgegessene Skelett übrig. Der Kochtopf enthält jetzt herrliches reines Trinkwasser — ein paar hundert Renn-

tierhaare können ja nicht als Verunreinigung betrachtet werden —, und in kurzer Zeit ist er geleert, worauf er sogleich von neuem mit Schnee gefüllt und wieder übers Feuer gehängt wird. Wasser ist der einzige Trank, den die Netschjilli-Eskimos kennen; es gibt da kein Zusammenmischen mit irgend einer Art von Getränken.

Jetzt tut die Gesellschaft laut kund, daß kein Platz mehr in ihrem Magen sei, weder für noch mehr Lachs noch für Wasser, und die Mahlzeit ist beendigt. Dann ist es Schlafenszeit. Nalungia macht mit allen herrlichen Felldecken die Schlafstelle für die Nacht zurecht. Atikleura verschließt den Eingang sorgfältig mit einem Schneeblock. Dann kriecht er zuerst unter die große Familiendecke, und unter der Decke zieht er seine Kleider aus. Ganz im Gegensatz zu den grönländischen Eskimos entblößen sich diese Leute, Männer wie Frauen, nur im äußersten Notfall im Beisein von Fremden. Dem Gaste wird sein Platz auf der einen Seite der Bank zugeteilt. Klein Anni und Errera sind längst schlafen gegangen, und der dem Feuer zunächst liegende Platz ist für Nalungia reserviert. Sie löscht das Licht und entkleidet sich im Dunkeln. Und bald ertönt mehrfaches kräftiges Schnarchen durch die Hütte.

Auch am nächsten Tage gibt es noch allerlei kleine Arbeiten in der Hütte. Bei der Geschwindigkeit, mit der gestern alles getan wurde, kann unmöglich alles tadellos sein; deshalb gibt es noch allerlei zu verändern und zu verbessern. Nalungias erster Gedanke richtet sich auf ein Fenster. Eine Schneehütte ist zwar ohne Fenster so hell, daß man bei Tag drinnen arbeiten kann; aber mit einem Fenster ist die Wohnung viel heller und gemütlicher. Man kann dann auch von innen Wind und Wetter beobachten. Atikleura ist den Wünschen seiner Frau durchaus nicht abgeneigt: er geht ans Eis hinunter und hackt eine zu einem länglichen Fenster passende Eisplatte heraus, die er in die Wand über der Tür einsetzt. Eine wirklich hübsche Fensterscheibe!

Siebentes Kapitel: Winterarbeit, Winterfeste

Die Zeit vergeht, und der hochwichtige Mond nimmt jetzt allmählich die Stellung am Himmel ein, wo die Frauen mit ihrer Näharbeit beginnen dürfen. Dies ist eine emsige Zeit. Die Felle müssen zubereitet, zerschnitten und zusammengenäht werden. Ein ganz ergötzlicher Anblick ist es, wenn man eine Eskimofrau Kleider zuschneiden sieht. Kreide hat sie natürlich nicht, um die einzelnen Teile aufzuzeichnen, aber — sie hat kräftige Zähne. Das Fell wird in der Form, die es bekommen soll, geknickt; mit den Zähnen beißt die Frau kleine Löcher hinein, und mit dem „Olo" wird das Kleidungsstück dann herausgeschnitten. Viele Frauen beißen nicht einmal solche Zeichen hinein, sondern schneiden drauflos und verlassen sich auf ihren durch jahrelange Übung geschärften Blick. Wenn die Frau für ihre Familie oder für sich selbst näht, sind die Nähte musterhaft mit feinen, kleinen Stichen. Näht sie aber „auf Bestellung" für einen Weißen, dann sind die Nähte unerlaubt nachlässig gemacht, mit langen groben Stichen, die keinen Tag halten. Wenn wir also brauchbare Kleider bekommen wollten, mußten wir sie den Leuten vom Leibe weg kaufen.

Ende Oktober tauchen die ersten Eskimos in neuen Kleidern auf. Ein funkelnagelneuer Eskimoanzug ist sehr schön. Auf dem Oberkörper tragen sie zwei Anoraks, einen mit den Haaren nach innen und einen mit den Haaren nach außen. Der Schnitt gleicht auffallend unserm Frack — ich weiß nicht, welcher Teil das Modell von dem andern übernommen hat. Der Anorakschoß reicht bei den Netschjilli-Eskimos bis über das Kniegelenk, bei einzelnen andern Stämmen aber bis auf die Ferse. Der äußere Anorak ist meistens mit den schönsten Mustern ausgenäht und aus etwas dickerem Fell gemacht als der innere. Beide hängen lose um den Leib, damit die Luft frei zirkulieren kann. Auch der Beinkleider sind es zwei Paare, eines mit den Haaren nach außen, das andere die Haare nach innen. Das äußere Paar

hat auch häufig eine kleine Stickerei. Sie sind um den Leib zusammengebunden, aber um die Knie offen.

Zu Weihnachten geht es lustig her in Netschjilli. Obgleich die Eskimos keine Ahnung haben von unserm Weihnachtsfest oder von dem Grunde, warum wir es feiern, feiern sie doch da gerade auch ihr Winterfest, das vollständig unsern Weihnachtstagen entspricht. In den Depots sind noch reiche Vorräte an Fleisch und Fisch, und die Tage werden ausschließlich mit Essen und Trinken und Vergnügungen verbracht. Sie haben gemeinsam eine große Iglu errichtet, die als Versammlungsort und Festsaal dient. So ein Fest-Iglu ist oft ein wahrer Palast und faßt wohl fünfzig Menschen. Die Vergnügungen sind von verschiedener Art: Leibesübungen, Zauberkünste, Gesang und Tanz. Geturnt wird von Männern in jeder Altersstufe; selbst der alte Kachkochnelli nahm teil daran und machte seine Sache so gut wie die andern. Da sie kein Reck haben, müssen sie sich mit den Hilfsmitteln begnügen, die ihnen zu Gebote stehen. Ein sehr langer Riemen aus Seehundfell wird fünffach zusammengelegt und ein andrer solcher Riemen darum herumgewickelt, wodurch man ein Seil bekommt, dem man sich ruhig anvertrauen kann. Nun muß es befestigt werden, und das ist nicht so leicht, da die Schneewand ja eigentlich keinen ganz festen Halt gibt. Aber die Eskimos wissen auch hier Rat. Sie bohren in die beiden gegenüberliegenden Wände je ein Loch, stecken die Enden des Seils hindurch und befestigen sie außen an zwei Stöcken, die draußen im Schnee stecken. Nun hat man ein ausgezeichnetes elastisches Reck, und die Kunststücke nehmen ihren Anfang. Wie erstaunte ich, als ich bei diesen Menschen hier viele von den Künsten meiner Kindheit wiedersah, die auch wirklich recht tüchtig ausgeführt wurden. Ja, mich wandelte selbst die Lust an, alte Erinnerungen aufzufrischen und den Eskimos zu zeigen, was ich konnte. Aber ich hatte kein Glück. Es nützte alles nichts, wenn ich die Schuld auf das ungewohnte Seil anstatt des heimatlichen Recks schob, — meine mißglückten Versuche erweckten allgemeinen Jubel, nicht allein bei den Eskimos, sondern auch bei — den Kabluna.

Zu ihren Zauberkünsten brauchten sie die große Hütte nicht; diese können überall stattfinden. Für gewöhnlich werden diese Künste in irgend einer Absicht ausgeführt: etwa um Krankheit zu verhindern, um einen guten Fang zu erlangen usw. Trotz meiner eifrigen Nachforschungen erfuhr ich nie so ganz genau, was eigentlich zu einem richtigen Zauberer gehörte. Es gab verschiedene Grade bei ihnen, ein paar größere, ein paar kleinere und ein paar ganz kleine. Aleingan war ein sehr großer Zauberer, ja der größte des Stammes. Der alte Präderik war auch einer von den größeren, aber nicht so groß wie Aleingan. Aber keiner von uns durfte je einer dieser Vorstellungen beiwohnen. Nur durch einen Zufall bekam ich einmal einen recht guten Einblick in die Sache. Ich wollte in die Hütte des Uhu hineingehen, um etwas mit ihm zu besprechen. Vor der Hütte standen ein paar Eskimos, die mich anredeten. Ich verstand zwar wohl, daß sie etwas Besonderes von mir wollten; aber erst später wurde mir klar, was sie gemeint hatten. Schon im Gang hörte ich von außen lautes Heulen, das ich aber für Gesang hielt; vielleicht klang es etwas lauter, als ich ihn sonst zu hören gewohnt war, aber ich ging ruhig weiter. An dem innersten Eingang der Hütte, der so niedrig war, daß ich hindurchkriechen mußte, blieb ich eine Weile auf allen vieren liegen, um zu sehen, was da drinnen vorginge. Bald wurde mir die Sache klar: der alte Präderik und seine Frau — ein abscheuliches altes Weib, und eine von den wenigen, mit denen ich mich nicht vertragen konnte — waren am Hexen. Die Pritsche, auf der sie sich aufhielten, lag beinahe ganz im Dunkeln. Bei dem Widerschein einer einzigen kleinen „Lichtpastille" in der Hütte konnte ich gerade die Umrisse der beiden genannten Personen unterscheiden. Die Zuschauer waren der Uhu und Umiktuallu mit ihren Familien. Sie standen so weit wie möglich von den Auftretenden entfernt und sahen alle sehr ernst aus. Glücklicherweise wurde ich nicht sogleich bemerkt; so konnte ich sie ruhig eine Weile beobachten. Die Alte schrie aus Leibeskräften; das Geheul des alten Präderik, das unter gewöhnlichen Verhältnissen

als eine recht gute Leistung in dieser Beziehung betrachtet werden würde, wurde von dem ihrigen ganz übertäubt. Was übrigens auf der Pritsche vor sich ging, konnte ich nicht sehen, und eine Bewegung, die ich machte, um etwas näher zu den Auftretenden hin zu gelangen, führte zu meiner Entdeckung. Ich ließ es mich jedoch nicht anfechten, sondern stand ruhig auf und sagte Guten Tag. Das hätte ich aber lieber bleiben lassen sollen; denn die alte Dame brach in ein so fürchterliches Geschrei aus, daß ich mich schleunigst auf und davon machte ...

Schon wenige Minuten nachher kam der Uhu zu mir heraus und sagte, die Vorstellung sei zu Ende, der alte Präderik habe sich jetzt den Spieß durch den Leib gestochen. Ich fand das nicht eben anziehend, da ich ihn mir krank und sterbend dachte; aber meine Fragen nach seinem Befinden wurden von dem Uhu nur mit einer Einladung, ihm in die Hütte zu folgen, beantwortet. Da sitzt nun der alte Gauner anscheinend im besten Wohlsein auf seiner Lagerstatt und singt vor sich hin. Seine Frau scheint noch nicht ganz aus ihrer Ekstase zurückgekehrt zu sein; sie schlegelt mit den Armen und wirft mir düstere Blicke zu. Ich wagte keine Andeutung über den Vorgang von vorhin zu machen und knüpfte daher ein gleichgültiges Gespräch an, ging dann auch bald wieder weg. Später am Abend kam der alte Präderik zu mir und zeigte mir zwei Löcher in seinem Anorak, eines auf dem Rücken und eines auf der Brust, als unwiderlegliche Beweise, daß er sich mit dem Spieße durchbohrt habe. Der alte Präderik war ein sehr anständiger, guter Mensch, und ich bin fest überzeugt, er selbst glaubte, er habe es wirklich getan — und es wäre auch gar nicht zu verwundern, wenn die entsetzlichen Schreie, die seine Frau ausstieß, ihn eine Zeitlang seines gesunden Menschenverstandes beraubt hätten.

Ganz ohne Fürsorge für die Zukunft leben die Eskimos nicht. Ihre Vorräte an Fleisch und Fisch reichen bis über Weihnachten und noch etwas ins neue Jahr hinein. Der Seehundfang darf nach ihren Gesetzen nicht vor Mitte Januar anfangen, und dann ist er noch lange von geringer Bedeu-

tung, weil der Seehund, feinhörig wie er ist, infolge der dünnen Schneelage die Schritte der Jäger schon von weitem hört und sich deshalb fernhält. Von Mitte Januar bis in den Februar hinein ist deshalb die magerste Zeit des Jahres für die Eskimos. Bei ihrem ersten Auftreten im Gjöahafen im Jahre 1905 mußten gerade zu der Zeit einige von ihnen mehrere Tage lang geradezu hungern. Wir konnten ihnen auch nur wenig helfen; wenn wir erst einem etwas gegeben hätten, dann hätten wir bald die ganze Kolonie zu ernähren gehabt, und ich mußte deshalb bei meinem einmal erlassenen Gebot bleiben, daß keinem von ihnen etwas zu essen verabreicht werden dürfe.

Ich kenne ein kleines Beispiel von der Not in jenen Tagen, das, wenn auch nicht sehr schön für zartfühlende Gemüter, so doch recht bezeichnend ist. Tamoktuttu war ein sehr schlechter Jäger und deshalb auch schlecht mit Fanggeräten ausgerüstet. Sein Vorrat ging daher auch sehr bald auf die Neige, und wenn die andern nur noch wenig zu essen hatten, dann hatte Tamoktuttu gar nichts mehr. Seine Frau, Poojarlu, eine ganz nette Frau von dreißig Jahren, war arbeitsam und fleißig und stand ihrer Haushaltung ordentlich vor, aber bei einer leeren Speisekammer nützte das nichts. Sie hatten drei Kinder, von denen das jüngste erst vor ganz kurzer Zeit das Licht der Welt erblickt hatte. Und nun sollte sie für diese und für sich selbst Nahrung herbeischaffen. Als Hundefutter benutzten wir damals abwechselnd getrocknete Fische und Hundetalg. Diesen konnten die Hunde nur schwer verdauen, und das hatte Poojarlu bemerkt. Wenn die Hunde mit diesem Stoff ernährt wurden, lief sie darum hinter ihnen her und wartete den günstigen Augenblick ab; es lautet fast unglaublich, aber nachdem der Frost seine Wirkung darauf ausgeübt hatte, hob Poojarlu es auf und verzehrte es mit ihrer Familie. Es kamen sogar noch schlimmere Dinge vor, die jeder Beschreibung spotten ...

Eines Abends, nachdem der Seehundfang begonnen hatte, wurde ich eingeladen, dem „Kelaudispiel", dem beliebtesten Festspiel der Eskimos, zuzuschauen. Es wurde gehalten, um

die hohen Mächte für einen guten Fang günstig zu stimmen. Draußen war es glänzend hell, und über der gewaltigen totenstillen Einöde lag der Vollmondschein mit wunderbar hellem Licht, bei dem man alles bis in kleinste unterscheiden konnte. Mitten zwischen den vielen Iglu des Lagers ragte eine aus diesem Anlaß erbaute Festhütte über die andern empor und lockte mit ihren hell erleuchteten Eisfenstern. Wir fanden uns zeitig ein, um von der Aufführung nichts zu versäumen. Die mit Lichtpastillen prächtig erleuchtete Hütte nahm sich inwendig sehr gut aus. In der Mitte war aus großen Schneeblöcken ein Kreis gebildet. Einzelne von den Männern waren schon da, und sie unterhielten uns, so gut sie konnten. Sie trugen an diesem Abend ihre leichtesten und auch am feinsten ausgenähten Kleider aus Renntierfellen, von denen einzelne wahre Meisterwerke von gutem Geschmack und Kunstfertigkeit waren. Allmählich fanden sich auch die übrigen Gäste ein: Anana, Kabloka, Alerpa, Alo-Alo, und wie sie alle hießen, die Nalungias nicht zu vergessen, denn es gab wenigstens zehn Frauen dieses Namens. Die alte „Eule" machte den Schluß unter wenigstens zwanzig Frauen, die sich alle still und ruhig auf den im Kreis aufgestellten Eisblöcken niederließen. Die Männer setzten sich außerhalb des Kreises der Frauen nieder, wie sie es gerade für gut fanden, und bald waren sie vollzählig. Im Gegensatz zu den Frauen waren die Männer sehr vergnügt und voller Lachen und Scherzen. Es hatte den Anschein, als ob sich nur die Männer ergötzen sollten.

Endlich zeigt sich der Festordner des Abends. An diesem Abend ist es Kachkochnelli, der eine leichte gestickte Kleidung aus Renntierfell trägt, desgleichen Mütze und Handschuhe. Er bringt das kostbare Kelaudi mit, das Musikinstrument des Stammes, das aus einem runden hölzernen Ring besteht — in der Art eines Faßreifens — der mit dünngegerbter Renntierhaut überzogen ist und einen Handgriff hat. Der Trommelschlegel ist eine kleine mit Seehundfell überzogene hölzerne Keule.

Das Fest nimmt jetzt seinen Anfang. Zuerst tritt Kach-

kochnelli in den Kreis, dann erhebt Anana ihre Stimme und stimmt etwas an, was ich wohl einen Gesang nennen muß, und die andern Frauen fallen ein. Etwas so Eintöniges wie diesen Gesang habe ich nie gehört; im Chor ist die Wirkung noch schlimmer. Aber eine Art feste Melodie muß doch wohl in diesen vier Tönen sein, da die Frauen alle einstimmig zusammenhalten konnten.

Zugleich mit dem Anstimmen des Gesanges beginnt Kachkochnelli zu tanzen und auf die Trommel zu schlagen. Auf ein und demselben Fleck stehend, zieht er bald das eine, bald das andere Bein hinauf, während er den Oberkörper hin und her wiegt und laute Schreie ausstößt. Gleichzeitig bearbeitet er die Trommel kräftig mit dem Schlegel, aber nicht auf dem gespannten Fell, sondern auf dem Rahmen. Das Resultat aller dieser Anstrengungen ist ein ohrenbetäubender Lärm. Allmählich wird Kachkochnellis Tanzen schlaffer und schlaffer, und nach ungefähr zwanzig Minuten hört es auf. Der Gesang der Frauen, der den Bewegungen des Tanzenden gefolgt ist, erstirbt zugleich mit dem Tanz. Nun tritt der nächste Mann in den Kreis hinein, und derselbe Tanz und dasselbe Geheul und derselbe Gesang wiederholen sich, ohne eine Spur von Veränderung.

Worin das Vergnügen bei diesem Tanz besteht, ist mir durchaus unbegreiflich. Die ganze Gesellschaft sah aus, als langweile sie sich bei diesen ins Unendliche wiederholten gleichmäßigen Tönen. Sie sahen auch ganz entzückt aus, als keiner der Männer mehr aufzutreten wünschte, und verschwanden so schnell wie möglich aus der Hütte. Die ganze Vorstellung dauerte drei Stunden, und wenn ich gewußt hätte, daß das ganze immer nur eine Wiederholung des ersten wäre, immer und immer dasselbe, dann hätte ich den Tanzsaal natürlich viel früher verlassen.

Diese Tänze werden den ganzen Winter hindurch aufgeführt; selbst nach einem anstrengenden Fangtag, nach zehnstündiger Mühe und Beschwerde in Kälte und Sturm auf dem Eise, begeben sie sich häufig geradeswegs in die Festhütte. Die Kinder, ganz besonders die kleinen Mädchen

hatten ebenfalls Vergnügungen dieser Art. Die Mädchen stellten sich einander gerade gegenüber. Hierauf zogen sie den Kopf zwischen die Schultern, bogen sich vor, schwenkten den Oberkörper hin und her und sagten sich eine ganze Menge unverständlicher Worte ins Gesicht, und zwar alles im tiefsten Ernst. Oder sie kauerten sich voreinander nieder und hüpften dann auf und ab, während sie unaufhörlich etwas vor sich hinmurmelten, aber alles fortgesetzt mit tiefernstem Gesicht. Wenn das Vergnügen dabei vielleicht nicht eigentlich groß war, so war es jedenfalls eine sehr gesunde Leibesübung. — Sie hatten auch noch andere Spiele, aber daraus schienen sie sich nicht viel zu machen.

Achtes Kapitel: Seehund- und Eisbärenfang

Wie ich schon gesagt habe, nimmt der Seehundfang erst im Februar seinen eigentlichen Anfang und gewinnt auch da erst seine rechte Bedeutung. Wenn es dicht schneit, und der Schnee in meterhohen Wehen auf dem Eise zusammengetürmt liegt, dann kann der Seehund die Schritte des Jägers nicht mehr hören. Dann ist die Zeit der Not für den Eskimo vorbei, und die leeren Speisekammern füllen sich aufs neue. Der Seehundfang ist neben der Renntierjagd die wichtigste Erwerbsquelle der Netschjilli-Eskimos, und da die Art und Weise dieser Jagd fast so gut wie unbekannt ist, will ich versuchen, sie nach den Beobachtungen, die ich während meiner Teilnahme an den Jagden gemacht habe, so gut wie möglich zu beschreiben.

Es ist ein kalter, rauher Morgen im Februar. Ein ordentlicher Nordweststurm jagt daher, und mit ihm ein dichtes Schneegestöber, daß man meinen könnte, man stecke mit dem Kopf in einem Mehlsack. Es ist erst 8 Uhr morgens, aber in den Iglu ist es hell, und im Lager ist alles lebendig. Alle Vorbereitungen deuten auf Seehundfang. Einem Fremden ist es fast unverständlich, warum die Eskimos bei diesem häßlichen Wetter ausziehen wollen, besonders da sie gestern beim schönsten sonnigen, windstillen Wetter sich müßig daheim umhergetrieben haben. Aber aus den Berechnungen

und Plänen des Eskimos wird man nie so recht klug; er handelt nach seinen eigenen Gesetzen, die er allein kennt; einen Grund aber hat er immer.

Es wird fast neun Uhr, bis sie alle versammelt sind. Der Eskimo kann nämlich trödeln, und zwar gründlich. Heute ziehen alle miteinander zugleich aus, sonst pflegen sie meist in kleinen Abteilungen für sich aufzubrechen. Kachkochnelli ist ein Mann der Ordnung, der seine Sachen immer in äußerst gutem Stand hat; wenn man ihn ansieht, kann man sich also einen richtigen Begriff davon machen, wie ein ordentlicher Seehundfänger ausgerüstet sein soll. Das erste, was einem auffällt, ist, daß er seine Fellkleider ganz zusammengebunden, also gegen jegliches Eindringen der Luft verwahrt hat. Die offenen Kleider, die er sonst trägt, kommen ihm für diesen Tag doch zu leicht vor. Auf dem Rücken hängt ihm an einem Knopf das unentbehrliche Schneemesser. Dieses ist teilweise von der Jagdtasche bedeckt, die an einem Riemen aus Seehundleder über den Schultern hängt. Die Jagdtasche enthält zahlreiche Jagdgegenstände (wie sie die beigegebenen Zeichnungen zeigen), die weiterhin in ihrer Anwendung gezeigt werden sollen. Mehrere andere Geräte werden in der Hand getragen. In früheren Zeiten, ja vor wenigen Jahren noch, waren alle diese Waffen ausschließlich aus Rentierhorn verfertigt; jetzt sind einzelne Teile daran häufig aus Eisen.

An der andern Hand führt Kachkochnelli seinen Hund an einem Riemen aus Seehundfell. Übrigens haben nicht alle einen Hund. An diesem Tage sind ungefähr 40 Mann versammelt, im Alter von 15 bis 50 Jahren. Sie haben eine Menge zu besprechen. Man sollte danach meinen, sie lebten in einer Welt voller wichtiger Ereignisse und schnell wechselnden Gesprächsstoffs, und nicht hier in der eisigen Einöde von Jahrtausenden, wo das Leben von einem Tag zum andern, ja von einem Jahrhundert zum andern in ewigem Einerlei dahinfließt. Sie gehen alle miteinander über den Landrücken; aber wie sie das Eis erreicht haben, verteilen sie sich in geordnete Schützenlinien. Der Abstand zwischen

den einzelnen nimmt zu, je weiter sie vordringen, und in ganz kurzer Zeit haben sie sich über eine ansehnliche Fläche ausgedehnt. Kachkochnelli eilt rasch voran, während er vor sich hinsingt und mit seinem Hund plaudert. Es ist nichts Besonderes an dem Hund, weder ein besonders hoch erhobener Kopf, noch kluge Augen. Ein „Köter" wäre wohl die beste Benennung, die man ihm geben könnte. Aber man soll den Hund nicht nach den Haaren beurteilen; so erbärmlich er auch dem Aussehen nach ist, so glaube ich doch kaum, daß ihn sein Herr um einen der feinsten Rassehunde eintauschen würde. Dieser Hund hat nämlich eine Eigenschaft, die ihn in diesen Gegenden unentbehrlich macht; er versteht es, den Aufenthaltsort des Seehunds aufzuspüren. Plötzlich rennt er auf die Seite, bleibt wieder stehen, untersucht dann den Schnee sehr sorgfältig und legt sich platt nieder. Das Nachsuchen überläßt er Kachkochnelli, der mit seinem Lochsucher sogleich durch den Schnee hindurch auf das Eis stößt. Schon die erste Untersuchung ergibt offenbar ein gutes Resultat; denn er wirft rasch die Jagdtasche über den Kopf weg auf den Boden, nimmt das Messer vom Knopf und schafft mit diesem den Schnee weg, der das aufgefundene Loch deckt. Dies geschieht jedoch nicht ohne vorausgehende gründliche Untersuchung. Der Seehund hat nämlich noch sehr viele andere Löcher, wo die Luft hindurchziehen kann. Um nun gewiß zu sein, daß das aufgespürte Loch auch wirklich ein in täglichem Gebrauch stehendes Atemloch eines Seehunds ist, und nicht nur ein anderes, altes, verlassenes, legt sich Kachkochnelli ganz platt auf den Bauch in den Schnee und riecht in das Loch hinein; sein scharfer Geruchsinn betrügt ihn nie. Heute ist ihm das Schicksal hold; denn er hat sogleich ein richtiges Atemloch gefunden, das offenbar häufig von dem Seehund aufgesucht wird. Mit einigen lauten Schreien tut Kachkochnelli seinen Kameraden kund, daß er etwas gefunden habe. Solche Laute verscheuchen den Seehund nicht; dagegen bewegt sich Kachkochnelli mit der größten Vorsicht auf dem Schnee, er weiß wohl, wie ungeheuer rasch der Seehund auch den leisesten Tritt auf dem Eis auffängt.

Die von dem Seehund im Winter offen gehaltenen Löcher sind an der Oberfläche des Schnees nicht groß, sondern gerade so weit, daß der Seehund seine Schnauze hindurchstecken kann, um zu atmen. Sie erweitern sich aber stetig nach unten und haben also die größte Ausdehnung dicht an der Oberfläche des Eises. Das erste, was Kachkochnelli tut, nachdem er seiner Sache sicher ist, ist, daß er das Loch sorgfältig mit Schnee zudeckt, damit der Seehund keinen Verdacht schöpfe, falls er während der Vorbereitungen dieses Loch aufsuchen sollte. Einen Teil der Schneelage über dem Loch schneidet der Jäger weg und gräbt dann mit dem Löffel bis zum Atemloch durch, wobei er den herausgegrabenen Schnee auf die Seite wirft. Wenn er sich nun einen Weg zu dem Atemloche gebahnt hat, steckt er den Lochuntersucher hinein, um es innen etwas näher zu untersuchen. Wenn er das genügend getan hat, steckt er den Lochsucher mit der einen Hand fest in das Loch, schiebt mit der andern Hand den Schnee dicht heran, und füllt so das ausgegrabene Loch bis zur Oberfläche wieder mit Schnee auf. Wenn er dann den Lochsucher vorsichtig herauszieht, hinterläßt dieser bis zu dem Atemloch des Seehunds ein Loch, das nicht größer ist als ein Nickel, aber für seine Beobachtungen doch groß genug. Ist es noch früh im Winter, und ist die Schneelage dünn, dann kann er ohne andere Hilfsmittel als seine natürlichen Sinne augenblicklich das Nahen des Seehunds erkennen. Aber jetzt, wo der Schnee sehr hoch liegt, muß er seine sinnreichen Geräte zu Hilfe nehmen.

Von den beiden zu diesem Zweck verwendeten Geräten ziehen die meisten Eskimos die Illa vor, weil sie das deutlichere und sichere Zeichen von der Ankunft des Seehunds im Loch gibt. Die Illa besteht aus zwei ganz dünnen Rentierspitzen, die durch eine sehr dünne Schnur miteinander verbunden sind. Die eine dieser Spitzen ist 20 cm, die andere längere 50 cm lang, und diese hat an ihrem unteren Ende eine dünne, runde, beinerne Platte, etwas kleiner als ein Nickel. Die verbindende Schnur ist durch ein Loch an dem oberen Ende von jeder Spitze gezogen und ungefähr 25 cm

lang. Das Anbringen der Illa an dem bestimmten Platz ist eine ganz einfache Sache: die kleinere Spitze wird neben dem Loch in den Schnee gesteckt, die große aber in das Loch

hinabgelassen. Sobald nun die kleine beinerne Scheibe dem losen Eise im Wasserloch aufliegt, wird die Illa über dem Wasser gehalten; der Faden aber, der die beiden Spitzen verbindet, bleibt ganz schlaff auf dem Schnee liegen.

Während dieser ganzen vorbereitenden Arbeit hat Kach-

kochnelli die Jagdtasche als Unterlage unter den Füßen, teils wegen der Wärme, teils auch, um des Seehunds wegen jeden Laut auf dem Schnee zu dämpfen. Wenn nun die Illa angebracht ist, wird der Seehundsspieß zum Gebrauch bereit gelegt. Der Schaft ist ungefähr 1 m lang und besteht aus Horn oder Eisen. Er endet in einer Spitze, die in eine Vertiefung in der Harpune hineinpaßt. Hier wird die Harpune festgemacht und die Harpunenleine aufgeschossen. Die Harpune ist heutigestags immer aus Eisen oder Kupfer. Nur ihre äußerste Spitze ist geschärft, damit das Loch in dem Seehundfell so klein wie möglich wird. Ganz unten an der Spitze sitzen die beiden etwas zurückgebogenen Flügel, die die Harpune, wenn sie einmal gefaßt hat, am Zurückgleiten verhindern. In dem Augenblick, wo die Harpune in den Seehund hineingedrungen ist, wird sie vom Schaft losgerissen, und alle Kraft wird auf die Harpunenleine übertragen, die in ein Loch mitten in der Harpune eingezwängt ist. Die Harpunenleine ist aus Renntiersehnen geflochten, ist 4 m lang und sehr haltbar.

Wenn nun die ganze Lanze vollständig bereit ist, legt sie der Seehundfänger auf zwei Holzstäbe, die er in den Schnee gesteckt hat. Dann hält sich der Eskimo zum Angriff bereit: er drückt die Knie ein wenig ein, neigt den Körper vor und beugt den Kopf gespannt über das Loch.

Es ist, als ob ihm heute alles nach Wunsch gehen soll. Die Bewegung der Illa kündet an, daß der Seehund sich nähert. Durch die schwankende Bewegung des losen Eises, auf dem die Illa liegt, hebt und senkt sie sich. Der Eskimo richtet sich auf, und im Nu sind beide Hände an ihrem Platz. Die Rechte ergreift den Spieß, in der Linken hält er die Leine, und alle Muskeln aufs höchste gespannt, steht er zum Stoß bereit da. In dem Augenblick, wo der Seehund die Schnauze durch das Atemloch herausstreckt und das lose Eis auf die Seite schiebt, gleitet die Illa weg, sie sinkt hinunter, und die Verbindungsschnur wird angezogen. Dies ist das Zeichen! Der Eskimo nimmt alle seine Kraft zusammen und stößt zu. Mit unumstößlicher Sicherheit gleitet die Lanze

durch das kleine Loch hinein und trifft die Öffnung im Eise. Er hat getroffen! Mit Blitzesschnelle ergreift er die Lanze und steckt sie in den Schnee neben sich, während er die Leine

in einer Schlinge fest an der andern Hand hält. Der Seehund läuft mit der Leine davon, so lang diese ist. Aber wenn der Seehund eine Weile unter dem Wasser gewesen ist und ihm die Luft zum Atmen fehlt, verlassen ihn sehr bald die Kräfte, und wenn der Eskimo das fühlt, legt er

die Schlinge auf den Boden und tritt darauf, um beide Hände frei zu haben. Das Loch wird nun aufgehackt, bis es so groß ist, daß man den Seehund herausziehen kann, und dann wird die Leine eingeholt. Wenn der Seehund von dieser Behandlung noch nicht tot ist, wird ihm die eiserne Stange der Lanze durch das Auge ins Gehirn hineingestoßen, und dann ist es aus mit allem Widerstand.

Nun macht der Eskimo ein Loch durch die Oberlippe und Wange des Seehunds, zieht einen Riemen hindurch und daran den Seehund heraus. Die Harpune wird herausgezogen, und der Fang ist zu Ende. Indessen sind seine nächsten Kameraden herbeigekommen, und sie helfen, den Seehund herauszuziehen, wenn der glückliche Fänger nicht allein fertig werden kann. Mit seinem Messer macht der Fänger nun einen kleinen Schnitt in den Bauch des Seehunds und zieht die Leber und die Nieren heraus. An diesen Delikatessen und einem kleinen Stück Speck erfreuen sich die Anwesenden. An einem Tage wie diesem, wo die Temperatur sehr niedrig ist, wird das Blut am Herauslaufen verhindert, wenn man in die Wunde nur eine Mischung von Eis und Schnee legt, die augenblicklich gefriert und einen guten Verband bildet. Im Frühling, wenn die Temperatur höher ist, wird die Wunde mit zwei Stäben aus Rennticrhorn zusammengeheftet. Nach beendigter Mahlzeit werden die vorhandenen Hunde an Riemen vorgespannt, und nun geht es mit der Beute heimwärts.

Auf dem Heimweg taucht oben auf einer Eispackung ein Eisbär auf. Der Wind ist entgegen, deshalb haben die Hunde keine Witterung, ehe sie den Kerl sehen. Da aber sind sie nicht mehr zu halten; alle fünf jagen in rasender Eile auf den Bären los, und es entsteht eine ordentliche Schlägerei. Meister Petz ist bald auf zwei Beinen, bald auf vieren; er schlägt und haut um sich und schnappt zu. Aber die Hunde sind ihm zu hurtig, er trifft sie nur selten. Sie tun indes ihre Pflicht und halten das Tier auf, bis die fünf Eskimos mit gefällten Seehundspießen herbeigekommen sind. Jetzt nimmt der Kampf einen ernsteren Charakter an. Es

gehört Mannesmut dazu, dem Tier nah auf den Leib zu rücken, und wenn man alle die Narben und Schrammen sieht, mit denen die Eskimos gezeichnet sind, versteht man

wohl, daß die Bärenjagd nicht immer ohne Wunden abläuft. Umiktuallu gibt endlich dem Bären den Todesstoß, und da liegt er nun! Das Fleisch wird unter den Jägern verteilt, aber Umiktuallu behält die Bärenhaut.

Bei der Heimkehr wird die Beute den Frauen übergeben. Der Seehund ist nicht sehr groß; er kann in die Hütte hineingezogen und da abgezogen werden. Nujakka ist eine tüchtige Frau, und bald ist der Seehund abgezogen und zerlegt. Speck und Fleisch werden gleichmäßig unter alle verteilt. Nichts wird weggeworfen. Die Haut und die Gedärme fallen dem zu, der das Tier erlegt hat. Die Gedärme sind die größten Leckerbissen für diese Leute; sie werden geleert und in den Kochtopf gelegt, damit sie gewärmt werden. Von einem eigentlichen Kochen ist keine Rede. Dies ist eine behagliche Stunde im Hause — Kachkochnelli liegt auf der Pritsche, streckt sich behaglich aus und plaudert und singt dabei. Die Ruhe schmeckt ihm recht gut nach der anstrengenden Jagd in Sturm und Kälte draußen. Nujakke ist am Kochtopf beschäftigt, und Kallo und klein Nulieiu schmiegen sich mit flehenden Blicken an sie an. Speck ist genug da, es wird also nicht am Feuer gespart. Der Lichtschein fällt auch auf ein paar Gesichter drüben an der Tür . . . aber Nujakke ist eine verständige Hausmutter; sie weiß, wenn alle, die betteln, etwas bekommen sollen, bleibt ihr selbst nichts übrig, und sie tut deshalb, als sehe sie die dort drüben gar nicht. Für Kallo und Nulieiu aber muß sie ein paar Zoll Darm abschneiden . . .!

Die Seehunde, die an den Fangorten der Netschjilli vorkommen, sind ausschließlich „Snadd" oder kleine Seehunde. Sie sind sehr fett und haben ein delikates Fleisch. Wenn nie Klappmützen hierherkommen, so hat das seinen Grund in dem zu seichten Wasserstand dieser Gegend. In Ogluli fangen die Eskimos eine ganze Menge davon. Merkwürdig genug, diese großen riesenstarken Tiere werden auf dieselbe Weise gefangen wie die Snadden. Es kommt einem unfaßlich vor, daß ein Mann eine solche Robbe an einem Riemen festhalten kann. Aber manchmal läuft es auch schlimm ab. Tolimao, ein starker und großer Mann von 177 cm, der erste unter diesen Fängern, spürte im letzten Winter eine ungewöhnlich starke Klappmütze auf. Es war ein schweres Stück Arbeit; aber Talimao ließ die Leine nicht los und wollte

sie auch nicht loslassen. Er stemmte die Füße vor und hielt sie mit beiden Fäusten fest. Aber die Robbe war stärker als er, sie riß ihn um und zog ihn ins Loch hinein — das Loch der Robben ist natürlich bedeutend größer als das der Snadden — mit Kopf, Armen und Schultern. Talimao ließ aber doch nicht los, er blieb so quer über dem Loch liegen, bis seine Kameraden herbeikamen und ihm heraushalfen. Und Talimao bekam die Robbe!

Wenn der Frühling vor der Tür steht, so gegen Ende März, kommt die Zeit, wo das Seehundweibchen seine Jungen zur Welt bringt. Um nun nicht unter 4 m dickem Eis von dem Ereignis überrascht zu werden, weitet es zu guter Zeit eines seiner vielen Atemlöcher aus. Zugleich gräbt es sich allmählich in den Schnee über dem Eis hinein und hat nun die schönste Schneehütte mit dem Eis als Fußboden und der mächtigen Schneedecke darüber. Hier wird das Junge geboren. Oft werden Mutter und Kind hier von den Hunden aufgespürt. Wenn dann das Junge schon groß genug ist, plumpst es mit der Mutter zusammen ins Wasser hinein; ist es aber noch neugeboren und zu klein, dann wird es die Beute der Eskimos.

So vergeht die Zeit; der Juni kommt heran, und der Schnee schmilzt auf dem Eise. Da kommt der Seehund heraus und sonnt sich und erfreut sich an dem klaren Himmel und dem hellen Tag nach dem neunmonatigen Aufenthalt in der dunklen Tiefe. Um diese Zeit fangen die Eskimos eine Menge Seehunde. Sie entdecken sie als schwarze Punkte weit draußen auf dem Eise und schleichen sich zu ihnen hin, was aber oft ein ungeheuer schweres Kunststück ist. Der Jäger bewaffnet sich mit Lanze, Messer, Löffel. Ein kleines Seehundfell wirft er überdies noch über die Schulter, und dann geht es auf den schwarzen Punkt zu, so weit er sich herangetraut. Dann legt er sich nieder und kriecht nur noch auf dem Bauche weiter. Der Seehund ist über dem Eise gerade so wachsam wie darunter; und wenn kein Packeis da ist, hinter dem sich der Eskimo verstecken kann, hat dieser eine schwere Aufgabe zu lösen. Den Blick unverwandt auf

seine Beute gerichtet, schlängelt er sich vorwärts. Sobald der Seehund den Kopf hebt, muß er anhalten und sich platt niederlegen, bis das Tier sich wieder beruhigt hat. Wenn er ganz nahe herangekommen ist, legt er das Seehundfell unter den Ellbogen und gleitet, um den Laut zu dämpfen, auf diesem vorwärts. Zeigt der Seehund Zeichen von Unruhe, dann versucht der Eskimo einen von dessen Genossen nachzuahmen: er grunzt und klopft mit dem Messer aufs Eis, ganz in derselben Weise, wie der Seehund mit den Flossen. Auf diese Weise schleicht er sich zu dem Tier hin. Glückt es ihm, es nicht zu erschrecken, ehe er auf Wurfweite herangekommen ist, dann richtet er sich plötzlich auf und schleudert seine Lanze stark und sicher nach dem Seehund. Dies ist natürlich der kritische Augenblick, wo viele Seehunde entkommen, aber viele werden doch auch die Beute des Jägers. Unsere norwegischen Seehundfänger wissen von der Beschwerlichkeit dieser Seehundjagd auf dem Eise zu erzählen! Oft dauert eine solche Jagd mehrere Tage; der Jäger nimmt deshalb Eßvorrat mit, und er ißt und schläft auf dem Eise. Welche unermüdlichen Menschen das sind!

Dann ist es Juli geworden; der Himmel ist blau, die Sonne sendet warme Strahlen herab, die Vögel fliegen umher, und eine Fülle von Blumen blüht an allen Hügeln. In Netschjilli wird Zelt neben Zelt errichtet, und die Kajake warten darauf, bezogen zu werden.

Neuntes Kapitel: Geistige Vorstellungswelt der Eskimos

Die Zeitrechnung halten die Eskimos mit der größten Genauigkeit ein, das heißt, im Rahmen eines Jahres. Wenn der Eskimo nach Jahren rechnen soll — oder wie er sagt, nach Sommern und Wintern — täuscht er sich sehr und kommt zu den merkwürdigsten Resultaten. Der alte Kachkochnelli sollte uns einmal sagen, wie alt seine Tochter Alerpa sei. Er mühte sich lange ab; auf die gewöhnliche Weise der Eskimos zählte er an den Fingern ab und zog bald am Zeigefinger, bald an der Daumenspitze mit

äußerst tiefsinniger Miene. Endlich war er fertig mit seiner Rechenaufgabe: Alerpa — eine erwachsene Frau — war sieben Jahre alt! Aber die verschiedenen Monate im Jahre wissen sie ganz genau auswendig. Wenn wir mit ihnen verabredeten, daß wir uns in so und so viel Monaten wieder treffen wollten, waren sie immer zur Stelle.

Nach Angabe des Uhus teilen die Eskimos das Jahr in dreizehn Monate mit folgenden Namen ein:

1. Kapidra, Januar, bedeutet: Es ist kalt, der Eskimo friert.
2. Hikkernaun, Februar: Die Sonne kehrt zurück.
3. Ikiakparni, März: Die Sonne steigt.
4. Avoniri, April: Der Seehund wirft.
5. Netschialervi, Mai: Die Seehundjungen gehen ins Wasser.
6. Kavaruvi, Juni: Die Seehundjungen wechseln die Haare.
7. Noerui, Juli (1): Das Renntier wirft.
8. Itchjavi 1, Juli (2): Die Vögel brüten.
9. Itchjavi 2, August: Die Jungen sind ausgebrütet.
10. Amerairui 1, September: Das Renntier zieht südwärts.
11. Amerairui 2, Oktober: Das Renntier zieht südwärts.
12. Akaaiarvi, November: Die Eskimos legen Depots an.
13. Hikkernillun, Dezember: Die Sonne verschwindet.

Der Unterschied zwischen dieser Monatseinteilung und der unsrigen ist nicht groß. Die Jahreszeiten werden nach der Beschaffenheit des Eises und Schnees berechnet.

Opingan, Frühling (Juni und Juli): Wenn der Schnee auf dem Eise verschwindet und das Eis aufgeht.

Avra, Sommer: Wenn kein Eis da ist (August und September).

Okeo, Winter: Die übrigen acht Monate.

Die Eskimos haben also nur drei Jahreszeiten. Den Herbst haben sie ausgeschlossen.

Ein ganzer Tag wird eingeteilt in:

Obla — Morgen,

Onon — Abend,
Onoa — Nacht.

Als einen Beweis, wie gut diese Leute ihre Zeit innerhalb des Rahmens eines Jahres einhalten, kann ich anführen, daß Talurnakto am 25. März 1905 zu uns sagte, jetzt sei es ein Jahr her, seit wir uns zum erstenmal gesehen hätten. Unser erstes Zusammentreffen mit den Netschjilli hatte am 18. März 1904 stattgefunden. Das ist nicht schlecht gerechnet, — ohne Kalender.

Auf die religiösen Vorstellungen der Eskimos will ich mich nicht einlassen. Die Mitteilungen, die ich auf diesem Gebiet erhielt, waren sehr lückenhaft und unzusammenhängend, und in der Hauptsache der Phantasie des einzelnen überlassen. Wenn diese Leute überhaupt einen Glauben an ein höheres Wesen haben, dann verstehen sie jedenfalls sehr gut, das zu verbergen. Ein Leben nach dem Tode denken sie sich allerdings. Die guten Menschen kommen auf den Mond, die bösen in die Erde hinab. Die Sterne sind für die bestimmt, die nicht ganz gut und nicht ganz böse sind. Naturerscheinungen, wie Nordlicht, Sternschnuppen, Donner, Blitz, Regenbogen u. a., betrachten sie mit vollkommener Gleichgültigkeit.

Das Leben war ihnen unverkennbar eine Freude. Aber andererseits flößte ihnen der Tod nicht die geringste Furcht ein. Waren sie krank oder ging es ihnen schlecht, dann nahmen sie mit aller Seelenruhe Abschied vom Leben und erstickten sich. Während unseres Verkehrs mit ihnen kamen zwei solche Fälle vor.

Auf unserer Reise mit der Gjöa kamen wir im ganzen mit zehn verschiedenen Eskimostämmen zusammen und hatten da gute Gelegenheit, zu beobachten, welchen Einfluß die Zivilisation auf sie ausübte, indem wir Vergleiche anstellten zwischen den Eskimos, die mit ihr in Berührung gekommen, und solchen, die vollständig unberührt von ihr geblieben waren. Und ich möchte es als meine feste Überzeugung aussprechen, daß die Eskimos, die vollständig abgesondert von jeder Zivilisation leben, unbedingt die glück-

licheren, die gesünderen, die rechtschaffeneren und die zufriedeneren sind. Es müßte auch den zivilisierten Völkern unabweisbare Pflicht sein, die Eskimos, wenn sie in Berührung mit ihnen kommen, zu beschützen und sie durch Gesetze und strenge Vorschriften vor den schlechten und gefährlichen Seiten der sogenannten Zivilisation zu bewahren. Ohne das gehen sie unweigerlich zugrunde. Dem königlich dänischen Grönland-Handel gebührt alle Anerkennung für die Art und Weise, wie er seine grönländische Kolonie behandelt. Man sollte hoffen, daß sich die andern Nationen ein Beispiel an den Dänen nehmen und sich ihrer Verantwortung für diese prächtigen, mutigen Naturkinder dort droben unter dem Pol bewußt wären.

Meine besten Wünsche für meine Freunde, die Netschjilli-Eskimos, fasse ich zusammen in dem einen, daß ihnen die Zivilisation *niemals* nahen möge!

Zehntes Kapitel: Unser Freund Manni

Nach zweimaliger Überwinterung auf King-Williams-Land fuhren wir im August 1905 westwärts.

Schon längst war verabredet, daß Talurnakto, unser treuester Begleiter auf Schlitten- und Jagdfahrten, uns auf der Weiterreise gen Westen begleiten, ja vielleicht ganz mit uns heimreisen solle. Talurnakto fühlte sich schon halb Kabluna (weißer Mann); er sah seine Landsleute sehr von oben herab an und unterhielt sich durchaus nicht nur so mit dem ersten besten. Aber als das Eis jetzt allmählich schmolz und die Zeit der Abreise heranrückte, schienen Talurnakto allerlei Bedenken aufzusteigen. Er bekam Anfälle von Schwermut und konnte stundenlang gerade vor sich hinstarren. Im Anfang kümmerte ich mich nicht darum. Aber eines Tages, als er in einer Kajüte neben mir saß, brach er plötzlich in lautes Weinen aus. Da merkte ich denn, daß etwas Ernstliches mit ihm los sein müßte, und erkundigte mich nach seinem Kummer. Schließlich brachte er ihn hervor. Er wage es nicht, mit uns nach „Kabluna nuna", dem Lande der Weißen, zu reisen, denn dort werde man ihn totschlagen.

Es half alles nichts, so oft ich ihm auch versicherte, wir seien die reinen Engel und wollten nur sein Bestes. Er ließ sich nicht überzeugen und zeigte uns einige Bilder aus dem Burenkrieg. Schließlich sagte ich zu ihm, wenn er nicht von selber gern mitgehe, so wolle und könne ich ihn nicht dazu zwingen. Da fühlte er sich sichtlich erleichtert, und sein altes glückliches Lächeln brach wieder hervor. Er hatte sich offenbar eingebildet, wir hätten seinen Leib und seine Seele in unserer Gewalt, ja, er sei uns mit Haut und Haar verfallen.

Auf diese Weise ging Talurnakto der Expedition wieder verloren. Da ich aber der Gegenwart eines Eskimos eine gewisse Bedeutung für uns beimaß, wurde bekannt gemacht, daß Talurnaktos Platz frei sei. Und kurz nachher meldete sich der dicke Tonnich, der augenscheinlich von einer brennenden Sehnsucht nach den südlicheren Gegenden erfüllt war. Dieser Tonnich war nun allerdings nicht gerade der Mann, den ich mir gewünscht hätte; er war dick und schwerfällig und langsam in allen Bewegungen. Da aber kein anderer sich meldete und er für einen Eskimo von ungewöhnlich guter Laune war, sich auch immer musterhaft aufführte, wurde er angenommen. Es war ein ganz feierlicher Augenblick, als Tonnich, nun unser achter Mann der Expedition, den Fuß an Bord setzte. Ein Eimer Wasser, Bürste und Seife warteten seiner. Ohne daß er sich einer großen Wäsche unterzog, konnte keine Rede von „Kabluna werden" sein. Wiik waltete auf Deck des Reinigungsamtes, und da wurde es — dessen war ich sicher — gründlich besorgt. Er schnitt Tonnich das Haar ab; dann wurde er gekämmt und mit Insektenpulver eingestreut. Danach wurden ihm Normalunterkleider angezogen. Er meinte nun, die Bekleidung sei damit vollendet. Aber er wurde bedeutet, daß dies nicht die gewöhnliche Spaziertracht sei, und erhielt einen funkelnagelneuen, aus unsern heimischen Stoffen verfertigten Fries-rock nebst Hosen. Noch nie ist irgend jemand stolzer auf seine neue Kleidung gewesen als unser Tonnich. Er lachte vor Freude, zog und zupfte an seinen Kleidungsstücken und betrachtete sich selbst nach allen Richtungen.

Am 13. August waren wir abgefahren. Als ich am andern Morgen früh auf Deck kam, waren wir gerade vor der Douglasbucht. Tonnich, der in der Gegend bekannt war, sagte uns die Namen der verschiedenen Hügelketten am Land. Er entdeckte auch das Lager unserer Eskimos. Es lag auf einem kleinen Hügel von ungefähr 30 m Höhe. Die Zelte hoben sich vom Horizont ab. Da der Nebel in großen Wogen auf uns eindrang und die Fahrstraße eng und gefährlich war, richteten wir unsern Kurs in gerader Linie auf den Hügel zu. Der Grund war auf der Festlandseite sehr ungleich, und wir mußten daher eine gute Strecke vom Land entfernt ankern. Der Nebel hüllte das Schiff dicht ein, und um die Aufmerksamkeit der Eskimos zu erwecken, ließen wir in kurzen Zwischenräumen das Nebelhorn ertönen.

Schon nach kurzer Zeit bewegte sich ein Kajak aus dem Nebel heraus auf uns zu, und ein lustiges „Manik-tu-mi!" erklang zu uns herauf. Es war Nilieiu, dem bald mehrere folgten. Sie waren alle sehr erfreut, uns zu sehen. Lund und ich setzten uns in den Dorry, um sie an Land zu begleiten. Der Nebel belästigte die Eskimos nicht im geringsten. Sie lachten uns aus, als wir sie fragten, ob sie denn den Weg finden könnten, und fuhren eilig davon. Obgleich wir drei Viertelstunden rudern mußten, kamen wir genau an ihrem Landungsplatz an. Um ohne eine Spur von Sonnenschein und bei absoluter Windstille mit solcher Sicherheit vorwärts zu kommen, mußten diese Leute wirklich mit einem sechsten Sinn begabt sein.

Am Land war der Nebel weniger dicht. Auf dem Gipfel der Halbinsel hatten unsere Freunde ihre Wohnungen in sieben Zelten in einem wahren arktischen Paradies. In den Lagunen unten holten sie so viele Fische, wie sie brauchten, und rings um die ausgedehnten Seen weiter im Lande weideten große Renntierherden. Die Eskimos hatten eine gute Jagd gehabt und waren reich mit Fleisch versehen. Wir erwarben so viel Fleisch und getrockneten Lachs, wie wir bekommen konnten. Dann sagten wir unsern alten

Freunden Lebewohl; es konnte ja lange dauern, bis wir uns wiedersähen!

Vor Umiktuallus Zelt stand dessen Pflegesohn Maniratcha oder Manni, wie wir ihn der Kürze wegen nannten, in einer Hose aus Seehundfell und einer verschmierten alten Joppe, die er sich an Bord eingetauscht hatte. Er sah aus, als habe er vergessen, sich am Morgen zu waschen — was übrigens jedem passieren kann . . .! Vor mehreren Monaten hatte Manni angefragt, ob er nicht mit uns in das Land der Weißen reisen dürfe. Ich hielt damals seine Bitte nur für eine Kundgebung seines Mutes, ohne ihr Ernst oder größere Bedeutung beizulegen. Aber es verhielt sich doch anders. Manni hatte eben jetzt erfahren, daß Tonnich bei uns an Bord war und wir also nicht auf ihn rechneten. Und nun stand er vor dem Zelt und schluchzte zum Herzbrechen. Ich trat zu ihm und fragte ihn, ob er denn wirklich eine so brennende Lust zu der Reise habe. Dem Jungen liefen die hellen Tränen herunter, und er tat mir von Herzen leid, als er mir versicherte, das sei sein einziger Wunsch in diesem Leben. Ich schämte mich meiner Wortbrüchigkeit und ärgerte mich gleichzeitig; denn ich hätte Manni viel lieber mitgenommen als Tonnich. Manni war ein frischer, lebhafter Junge von nicht mehr als siebzehn Jahren. In meiner Verlegenheit sagte ich, er dürfe mich vorläufig an Bord begleiten; ich wollte dann sehen, was sich tun lasse.

Morgens um sieben begann sich der Nebel zu lichten, und ich hielt es fürs beste, nun an Bord zu gehen, um abfahren zu können, sobald das Wetter sichtig würde. In unserm Boote nahmen wir sechsunddreißig herrliche Renntierkeulen mit, sowie einen ganzen Haufen gedörrter Lachse. Der Uhu, Manni und zwei weitere Eskimos fuhren mit uns, außerdem noch vier andere in ihren Kajaks. Gegen acht Uhr waren wir an Bord. Ich rechnete mit den Eskimos ab und bezahlte für Fleisch und Fisch mit Munition. Hierauf wurde der „Fall Manni" mit meinen Kameraden verhandelt. Wir stimmten alle überein, daß wir lieber Manni haben wollten als Tonnich, der seit seiner Ankunft an Bord den sehr wohl-

verdienten Namen „Freßsack" bekommen hatte. Da kam der junge Herr selbst zu mir her, und ich redete ihn also an: „„Nun, mein lieber Tonnich, willst du jetzt wirklich durchaus mit in das Land der Kabluna reisen?"

Hierauf erklärte er mir augenblicklich und mit verblüffender Offenherzigkeit: O nein, er habe gar keine rechte Lust mehr. — Die Leute waren wirklich nicht so leicht zu verstehen. Vor drei Tagen hatte er ums Leben gern mitkommen wollen, und nachdem er nun ein Leben wie der Vogel im Hanfsamen gehabt hatte, war ihm die Lust vergangen. Ich nahm die überraschende Nachricht jedoch mit Seelenruhe auf, denn jetzt war die Sache mit Manni ja in Ordnung. Doch nein, noch nicht ganz. Noch hatte der Pflegevater Umiktuallu ein Wort dreinzureden. Er mußte erst seine Erlaubnis zu der Abreise des Jungen geben. Und diese Erlaubnis gab er mir nicht so ohne weiteres. Er war mit an Bord gekommen und wollte eine Bezahlung für den Jungen. Eine Feile und ein altes Messer befriedigten indes seine Ansprüche — übermäßig hoch war also der Preis für den Pflegesohn nicht.

Kistvedt, der bei unserer Weiterfahrt die Wache an der Maschine hatte, erhielt den Auftrag, Manni zu einem Kabluna zu machen. In Anbetracht der Menge Seife und Insektenpulver, die er dabei verbrauchte, konnte ich wohl hoffen, daß Manni sauber wurde. Wir brachten es nicht übers Herz, ihm sein schönes, langes Haar abzuschneiden; aber es wurde tüchtig gekämmt, und wir bemerkten später keine Läuse mehr an ihm. Sein Anzug fiel ein wenig bunt aus: eine blaue Trikotjacke, Kniehose aus Seehundfell, weiße Strümpfe, des Leutnants alte ausgeschnittene Lackschuhe, und auf dem Kopf eine alte hellblaue Bademütze, die ich einmal in der Welt draußen in irgend einem Badeorte gekauft hatte.

Von der ersten Stunde an gewann Manni unser aller Herz, sein Lachen verjagte die mißmutigste Laune, und ihm selbst gefiel es offenbar außerordentlich gut bei uns. Er war aber auch in das Paradies der Eskimos gekommen: an den Ort, wo man so viel ißt, wie man nur herunterbringen kann. Ich hatte eigentlich von dem Übergang in der Lebens-

weise etwas Angst für Manni gehabt; aber in dieser Beziehung hatte er niemals etwas zu klagen. Er rauchte auch gern Tabak.

Anfang September waren wir in der Nähe der Mackenzie-Mündung angelangt und landeten bei King Point, wo eine Eskimoniederlassung war. Um diese Zeit hatte sich Manni vollständig in die Verhältnisse an Bord eingelebt. Er war wie ein Kabluna gekleidet, und da er ein ungewöhnlich tüchtiger Jäger war, hatte ich ihm einen Karabiner und eine Schrotflinte geschenkt, auf die er sehr stolz war, und die er aufs beste behandelte. Ich fragte ihn nun, ob er uns denn nicht lieber verlassen und an Land gehen möchte, aber er antwortete mit einem bestimmten Nein.

Als wir bei King Point vor Anker lagen, wurden wir unvermutet vom Eise eingeschlossen. Sonst war es wohl vorgekommen, daß das Eis Anfang Oktober noch aufgegangen war, aber diesmal nahm es jede Nacht um Zolles Dicke zu, und wir mußten uns auf den dritten Winter einrichten.

Wir alle hatten Arbeit genug. Auch Manni mußte ja etwas zu tun haben. Er mußte Brennholz sägen und spalten, und es dauerte nicht lange, bis er diese Arbeiten gut ausführen konnte. Ferner lag ihm das Reinhalten der Kajüte ob, was darin bestand, daß er jeden Morgen das Gröbste hinauskehrte.

Im übrigen war er Leutnant Hansens Schüler geworden; er lernte schreiben und das Zifferblatt lesen. Besondere Gaben zeigte er nicht; aber er lernte doch ziemlich rasch seinen Namen schreiben und sagen, wieviel Uhr es war — jedenfalls innerhalb eines Spielraums von fünf Minuten. Schneller ging es mit dem Brettspiel, dessen Geheimnisse er sich so aneignete, daß sein Herr und Lehrmeister wirklich manchmal den kürzeren zog. Während dieser Spielpartien saß meistens auch ich in der Kajüte mit einem Buch und las unter der angenehmen Begleitung der leisen und wohlbedachten Bemerkungen vom Spieltische her. Aber wenn Manni gewann, dann brach er in ein solches Freudengeheul

aus, daß jeder literarische Genuß in seiner Nähe für eine Weile ganz unmöglich wurde.

Er war ein ausgezeichneter Bursche. Immer seelenvergnügt, zuverlässig und gutmütig. Sein Hauptvergnügen war die Jagd, und er war fast beständig draußen im Freien. Da er nun Ristvedt und Hansen auf die Jagd begleitete,

ermahnte ich ihn, das Tabakkauen aufzugeben. Diese Unsitte war mir von jeher zuwider; der junge Mensch brauchte sie sich wahrhaftig nicht anzugewöhnen. Ristvedt und Hansen kauten Tabak, wie andere ein Butterbrot verzehren, ganz besonders, wenn sie auf der Jagd waren. Sie versuchten es, Manni zu verlocken; aber nein, er rührte ihren Tabak nicht an. Das Rauchen hatte ich ihm erlaubt, ihm aber zugleich gesagt, ein Übermaß könnte gefährlich werden. Und so war er auch darin äußerst mäßig.

Da er oft erkältet war — er mußte trotz seines Widerspruches mehrere Tage hintereinander das Bett hüten —, war ich immer ein wenig ängstlich und befahl ihm daher, bei der Rückkehr von einem Ausflug stets die Kleider zu wechseln. Und Ristvedt berichtete nun, Manni habe sich, so oft er nach Hause gekommen sei, von Kopf bis zu Fuß umgezogen.

Ein halbes Jahr lang gab der Leutnant Manni fleißig Unterricht, und ich bewunderte die Geduld des Lehrers aufrichtig. Noch jetzt höre ich die beiden:

„— A — b — heißt ab, b — a heißt ba, ab — ba: abba."

Nach einem halbjährigen fleißigen Studium waren sie noch immer bei — „Abba", und selbst jetzt noch stolperte Manni über dies schwierige Wort. In der letzten Zeit hatte ich übrigens allerlei Anzeichen bemerkt, als ob der Junge halb und halb Lust hätte, sich bei den Eskimos hier niederzulassen.

Einerseits hätte ich ihn nur ungern verloren, andererseits aber wollte ich ihn auch nicht gegen seinen Willen mitnehmen. Ich fragte ihn daher eines Tages, ob er am liebsten wieder zu den Eskimos übergehen wolle, — und Manni bejahte meine Frage. Am nächsten Tag ging ich zu einem Eskimo namens Manitchja, einem außergewöhnlich tüchtigen Mann, und fragte ihn, ob er Manni bei sich aufnehmen wolle. Manitchja war hoch erfreut über das Anerbieten; er hatte nur ein Kind, eine Tochter, und ein Zuwachs zu der Familie, wie Manni, war nicht zu verachten.

An demselben Tage verließ Manni, mit Kleidern, Tabak,

Zündhölzern, Seife, zwei Gewehren und Munition reich versehen, die Gjöa. Er hüpfte und tanzte vor Freude, ich aber dachte mir mein Teil. Nun begann ein anderes Leben für den guten Manni, als er es bei uns gehabt hatte. Arbeit vom Morgen bis Abend, und wenn er abends hungrig heimkam, vielleicht kaum satt zu essen. Das erste, was seine neuen Eltern taten, war, daß sie ihm sein prächtiges Haar abschnitten. Mannis Anblick tat einem nachher ordentlich weh. Am nächsten Tag zog er mit ihnen westwärts auf den Seehundfang. Nach drei Wochen kehrten sie zurück, und Manni machte uns einen Besuch, wobei er mir ein Bündel Vogelwild brachte. Er war schon recht abgemagert, und seine lustigen Augen hatten einen wehmütigen Ausdruck angenommen. Dazu entwickelte er einen fast unheimlichen Appetit; alles, was wir ihm vorsetzten, aß er rein auf. Als er fertig war, verabschiedete er sich von jedem einzelnen besonders. Ich erriet ja wohl, was er wünschte; aber ich wollte, er solle selber kommen und darum bitten. Vierzehn Tage später erschien er wieder an Bord. Auch diesmal hatte er ein Bündel Vögel mit. Aber sein Aussehen war jetzt recht miserabel. Er war geradezu abgefallen, bleich und mager, und da sagte ich sogleich zu ihm:

„Möchtest du wieder zu uns an Bord kommen?"

Das freudestrahlende Lächeln, und die Dankesbezeigungen, die uns als Antwort zuteil wurden, werden mir unvergeßlich sein. Und damit war das verlorene Schaf wieder in unserer Mitte. Alle an Bord hatten Manni lieb gewonnen, und es herrschte über seine Rückkehr allgemeine Befriedigung unter uns.

Manitchja war natürlich überrascht, als er hörte, Manni sei wieder Kabluna geworden; aber er machte keine Schwierigkeiten.

So hatten wir unsern Manni glücklich wieder bei uns, aber nur für wenige Wochen. Dann war doch wieder alles zu Ende.

Mitte Juli löste sich zu unserer Freude das Eis, wir fuhren weiter, kamen aber nur bis zur Insel Herschel. Da entdeckten

wir, daß das offne Wasser nur eine Bucht im Eise war, eine Sackgasse, die nicht weiterführte.

Wir hofften jetzt von Tag zu Tag. Am zwanzigsten Juli bekamen wir nordöstlichen Wind, den uns alle Walfischfänger dieser Gegend als den besten zum Losmachen des Eises gepriesen hatten, und er entwickelte sich rasch zu einem ordentlichen Blasius. Aber der Mann, der an dem Tage den Ausguck hatte, kehrte mit der Botschaft zurück, daß draußen das Eis dichter als je liege. Am einundzwanzigsten ruderte ich mit Ristvedt und Lund an Land, um zu sehen, ob dieser Wind nicht doch schließlich auf das Eis eingewirkt hätte. Auf unserer Fahrt begegneten wir Manni, der am Morgen in einem Segeltuchboot auf die Entenjagd ausgezogen war. Er hatte noch keine erlegt, und wir riefen ihm irgend etwas zu, an das ich mich jetzt nicht mehr erinnern kann. Am Landungsplatz zogen wir das Boot ans Ufer und stiegen zum Aussichtspunkt empor. Die Eisverhältnisse sahen an diesem Tage günstig aus.

Als wir uns auf dem Rückweg unserm Boot näherten, sagte Lund plötzlich:

„Ich glaube wahrhaftig, sie flaggen an Bord!"

„Was kann denn dort los sein?"

„Aber die Flagge ist nicht ganz aufgezogen!"

Die Ferngläser wurden gebraucht: jawohl, auf der Gjöa wehte die Flagge auf Halbmast. Dieser Anblick machte einen furchtbar unheimlichen Eindruck. Doch trösteten wir uns mit dem Gedanken, daß vielleicht einer unserer Eskimos am Lande gestorben sei. Im stillen aber glaubten wir es nicht. Ich selbst dachte sogleich an Manni, und ich glaube, die andern auch. Wir liefen die Hügel hinunter, ließen das Boot liegen und nahmen den Weg über Land zurück, bis wir dem Schiff gerade gegenüber waren. Man hatte uns schon von Bord aus gesehen, und wir wurden in einem Boot übergeholt.

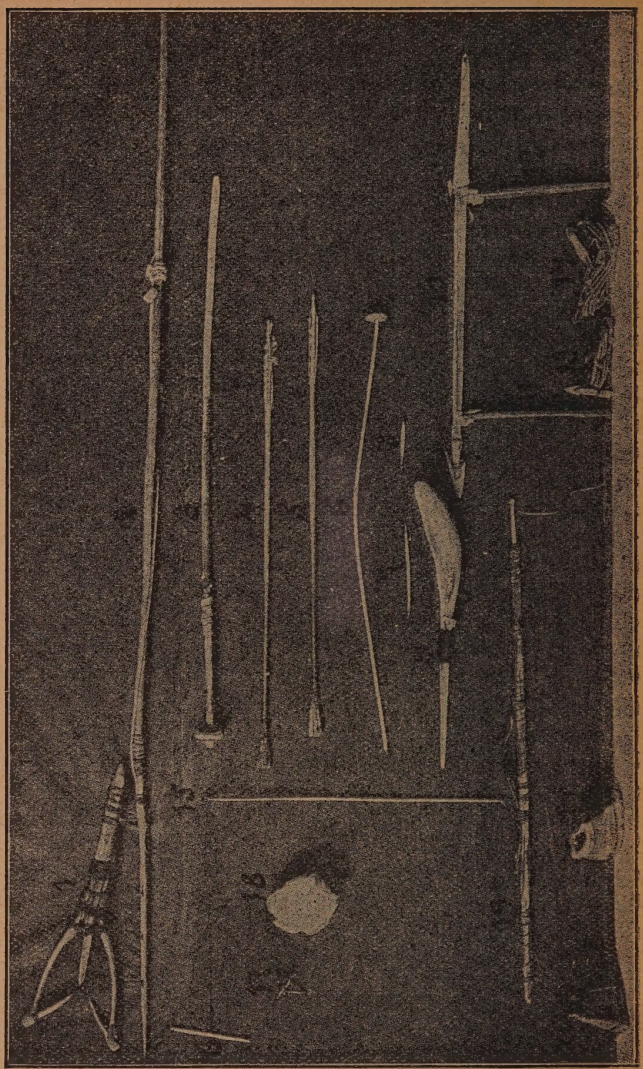
Ach leider, es handelte sich um Manni, er war ertrunken.

Als wir an Bord waren, erzählte mir der Leutnant die traurige Geschichte. Er hatte im Gespräch mit den andern

auf Deck gestanden, als sie Manni daherkommen sahen, der aufrecht in seinem Boot stand und nach einem Entenstrich spähte. Sie waren es ja gewohnt, ihn so zu sehen, und gaben deshalb nicht besonders acht auf ihn. Als sie einen Augenblick später wieder in dieser Richtung sahen, war das Boot leer, und daneben spritzte das Wasser auf. Manni war ins Wasser gefallen. Blitzschnell ließen Hansen und ein Eskimo eins der Boote hinunter, und der Leutnant eilte in den Mastkorb, um von dort die Bewegungen zu leiten. Nach höchstens fünf Minuten war das Boot an der Stelle, wo sie das Aufspritzen gesehen hatten. Aber Manni war und blieb verschwunden. Das Segelboot lag aufrecht, aber voller Wasser auf der See. Die Ruder schwammen in der Nähe, aber der Junge und das Gewehr waren nirgends zu sehen. Eine große Welle mußte in das Boot geschlagen sein, während Manni nach den Enten spähte, und da war er über Bord gefallen. Er kam nicht ein einziges Mal an die Oberfläche — und hier zeigte es sich nun, welch ein Unglück es ist, daß die Eskimos nicht Schwimmen lernen wollen. Ich meldete das traurige Ereignis sogleich bei der Polizei der Insel Herschel an und bat den Chef, für das Begräbnis zu sorgen, falls die Leiche an Land treiben würde. Aber die Eskimos meinten, Manni würde nie gefunden werden: die Strömung führe ins offene Meer hinaus.

Sie hatten recht; nachmittags schickte ich Hansen aus, um die Ostküste der Insel nach Mannis Leiche abzusuchen. Aber er kehrte unverrichteter Sache zurück.

Manni auf diese Weise verlieren zu müssen, war ein schwerer Schlag für uns. Alle hatten den Jungen lieb gewonnen, und wir hätten ihn gar zu gerne in die zivilisierte Welt mitgenommen, um zu sehen, was da aus ihm zu machen wäre ...



Erklärungen: 1. Fischgabel; 2. Schaft für die Fischgabel; 3. Lochsucher; 6. Lochunterfucher; 7. u. 8. Rentierhornstäbchen, um die Wunde im Seehund zuzunähen; 9. Löffel; 10. Seehundspieß; 11. u. 12. Holzstäbe zum Aufspannen der Seehundlanze; 13 u. 14. Harpune mit Harpunenleine; 15. u. 16. Illa; 17. u. 18. Kiviutchjervi sind Geräte zum Beobachten des Seehunds; 20. u. 21. Lochbeschützer.

88-B 15048